This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

.R77

A 411490

THE

PHILOSOPHICAL LIBRARY

OF

PROFESSOR GEORGE S. MORRIS,

PROFESSOR IN THE UNIVERSITY,

1870-1889.

Presented to the University of Michigan.

BR
100
.R77

Vernunft als Christentum.

f. 41503

Von

Dr. Heinrich Romundt.

Leipzig,
Verlag von Veit & Comp.
1882.

Das Recht der Herausgabe von Übersetzungen vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Vorwort.

Aufklärung in allen Ständen besteht in richtigen Begriffen von unseren wesentlichen Bedürfnissen.
Lichtenberg.

Die vorliegende Schrift stellt die von Kant begründete Aufklärung, welche die des neunzehnten Jahrhunderts sein sollte und hoffentlich am Ende desselben noch sein wird, dar im Verhältnis zu der von England ausgehenden und in Frankreich ausgebildeten Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, deren beste Früchte doch erst im neunzehnten Jahrhundert in denselben Ländern gereift sind.

Die deutsche Aufklärung, welche Kant begründet und bis jetzt allein vertreten hat, erscheint als die Vollendung und Ergänzung der englisch-französischen. Nachdem Engländer und Franzosen das Herkommen in Glauben und Sitte natürlich zu erklären begonnen und das natürlich Erklärte, das bis dahin immer höhere Ansprüche erhoben hat, erschüttert haben, vollendet die kantische Aufklärung die natürliche Erklärung und hebt das so Erklärte ganz auf, was jene nicht thun. Aber Kant legt zugleich, wie nicht die Engländer und Franzosen, sicheren Grund zu einem Neubau in Sitte und Glauben.

Zu diesem Neubau enthält die vorliegende Schrift zusammen mit dem im September 1881 in demselben Verlage veröffentlichten Buche „Antäus" den Plan, dessen Entdeckung den Ruhm Kant's für die Jahrtausende begründet hat. Konnte, ja mußte der Plan von einem Kopfe zustande gebracht werden, so würde der Bau selbst, wenn ihn ein Mann anfangen und vollenden wollte, schwerlich von jenen Kartenhäusern sich unterscheiden, welche unter dem Namen philosophischer Systeme so oft leicht fertig geworden, aber auch eben so leicht durch einen Hauch weggeblasen sind.

Rec. 1112. 7-12-90

Die Ausführung des Baues nach dem Grundriß, den Kant geliefert hat, fordert sehr verschiedene Talente und Kenntnisse, und sich zu rühmen, daß das Gebäude vollendet sei, wird kein Geschlecht der Zukunft Grund haben, nachdem man mit dem Bau begonnen hat.

Den Anfang der Ausführung des Gebäudes meine ich in der vorliegenden Schrift gemacht zu haben. Für den weiteren Auf- und Ausbau rechne ich auf thätige Teilnahme und Mitarbeit von Männern aus den einzelnen Gebieten des Wissens und des Lebens, die sich von der Richtigkeit des mitgeteilten Planes haben überzeugen können.

Plan und Reihenfolge der zu bearbeitenden Aufgaben sind durch die Natur der Sache vorgeschrieben, und ich bin entschlossen, mich der Bearbeitung derselben nicht zu entziehen selbst für den Fall, daß die gehoffte und erbetene Hülfe und Mitarbeit ausbleiben sollte.

Aber dürfen wir nicht vertrauen, daß, nachdem ein Jahrhundert seit dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft vergangen ist, die Menschenvernunft endlich anfangen und, wenn sie einmal angefangen hat, nicht wieder aufhören werde, den Plan, den ein großer Geist wie Kant in ihrem Dienste für die Wohlfahrt der menschlichen Familie ausgearbeitet hat, zur Verwirklichung zu bringen?

Leipzig, im Juni 1882.

H. Romundt.

Inhalt.

	Seite
Erſter Teil. Chriſtentum und Vernunft	1
Zweiter Teil. Vernunft als Chriſtentum	19
I. Fortſchritt von der Naturwiſſenſchaft zu einem rein-geiſtigen Glauben	19
II. Erweiterung des geiſtigen Glaubens zu einem reinen Tugendglauben	50
III. Vollendung des Tugendglaubens zu einem allgemein-menſchlichen Glauben	86
Dritter Teil. Vernunft im Chriſtentum	117
Anhang. Gedankengang des zweiten Teiles: Vernunft als Chriſtentum .	130

Erster Teil.

Christentum und Vernunft.

1.

Unter der Regierung des römischen Kaisers Tiberius soll sich in einem Teile des römischen Reiches, in Palästina, am Tage eine Finsternis ereignet haben, welche drei Stunden anhielt. Während derselben hing bei Jerusalem Jesus am Kreuz. Zu jener Zeit lebten in der Hauptstadt des Reiches, in Rom, unterrichtete Männer, wie Seneka und der ältere Plinius, die Nachrichten gerade über solche merkwürdige Naturereignisse wie Finsternisse und Erdbeben sammelten. Dies beweist, daß im damaligen Rom Interesse für solche Vorkommnisse vorhanden war. Jener dreistündigen Finsternis aber, welche das ganze Land bedeckt haben soll, thut keiner der gebildeten Römer Erwähnung. Dagegen wird dieselbe mit fast denselben Worten in den Lebensgeschichten jenes Jesus, deren angebliche Verfasser in der gebildeten Welt kein Ansehen erworben hatten, von Matthäus, Markus, Lukas, berichtet. Und nicht allein jene merkwürdigerweise mit dem Hinscheiden Jesu zusammen treffende Finsternis ist den gebildeten Römern entgangen, sie haben auch demjenigen, was vor und nach der Kreuzigung Jesu in Palästina vorgegangen ist, keine Beachtung geschenkt. Sonst würden wir

an ihnen unbefangene Zeugen für die Wahrheit jener seltsamen Berichte haben, daß in Palästina die Lahmen gingen, die Blinden sahen, die Kranken plötzlich gesund und die Toten auferweckt wurden. Infolge jener Vernachlässigung aber, aus der den Römern doch kein Vorwurf zu machen ist, breitet sich für uns jene Finsternis vor dem Tode Jesu über die ganze erste Geschichte derjenigen aus, die dem Gekreuzigten anhingen. Von den berühmten Römern des ersten Jahrhunderts nach Christus gehört keiner zu der Sekte der Christen, keiner der großen Schriftsteller, nicht der Philosoph Seneka, der Erzieher des Kaisers Nero, nicht der Geschichtschreiber Tacitus. Seneka, der im Jahre 65 starb, erwähnt nicht einmal den Namen der Christen, und Tacitus berichtet im 44. Kapitel des 15. Buches der Annalen zu wenig, als daß jenes Dunkel für uns erhellt würde. Die Christen sind nach seiner Meinung Leute, die sich einem Aberglauben, der ausgerottet zu werden verdient, ergeben haben. Und wenn auch nicht des von Nero ihnen schuld gegebenen Verbrechens der Brandstiftung, so seien sie doch des Hasses gegen das menschliche Geschlecht überführt. Anders freilich urteilten Anhänger der Sekte selbst. So nennt Justin um das Jahr 139 nach Christus Christen alle diejenigen, welche je nach der Vernunft gelebt haben, und will Sokrates von diesem Namen nicht ausschließen. Aus demjenigen aber, was uns über die ersten Christen erzählt wird, verstehen wir, daß die Mitglieder der Sekte sich selbst als die Vernünftigen, als die über den Wahn, der die Menge wie eine Wolke umfangen hielt, Hinausgehobenen bezeichnen konnten; andererseits aber auch, daß sie von den anderen als unmenschlich und unvernünftig gehaßt werden konnten. Von demjenigen, der in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen werden wollte, wurde nur verlangt, daß er im Rückblick auf sein bisheriges Leben seine Unvollkommenheit erkenne, aber doch nicht, wie ernst er diese Unzulänglichkeit auch ansehe, an der Besserung seiner selbst verzweifle. Als Christ freilich wurde er angesehen nur, wenn er diese Besserung in der Nachfolge des armen Lebens Jesu, des von den Juden gekreuzigten Gerechten, und in der gänzlichen Hingabe des Gemüts an dieses Leben zu erlangen suchte. Demgemäß führten

die Christen ein ernsthaftes und abgesondertes, der damals herrschenden Üppigkeit entgegengesetztes Leben. Wir haben keinen Grund zu bezweifeln, was dem jüngeren Plinius, dem Statthalter von Bithynien unter dem Kaiser Trajan (98—117), in einer gerichtlichen Untersuchung von Christen versichert wurde: daß sie durch ein feierliches Gelübde verbunden seien, von allen solchen Verbrechen, welche die öffentliche Ruhe oder die Ruhe der einzelnen Glieder der Gesellschaft stören könnten, von Diebstahl, Raub, Ehebruch, Meineid und Betrug abzustehen und sich derselben zu enthalten. Wer sich zur Erneuerung und Besserung seines Lebenswandels in Hingebung an das Leben Jesu entschließen wollte, war ihnen willkommen, welcher Art auch sein früherer Wandel gewesen sein mochte. Ja, sie mögen, was ihnen oft vorgeworfen wurde, mit Vorliebe diejenigen aufgesucht haben, welche auf ein schuldbeflecktes Leben zurück zu blicken hatten und eben deshalb der Erneuerung sich mehr bedürftig fühlten.

Wenn aber die Hingebung an das leidenvolle Leben eines Gerechten für die Zukunft verlangt wurde, so war damit die Forderung des Verzichts auf das gemeine Leben, das sie bisher geführt hatten, erhoben und die Forderung der Reinigung von dem Glauben an die Götter, mochten sie nun Jupiter, Mars oder Merkur heißen, denen zu Ehren man damals zu thun meinte oder zu thun vorgab, was man auch unternahm. Die erste Pflicht eines Christen war, sich rein und unbefleckt von der Ausübung der Abgötterei zu erhalten, sagt Gibbon in dem berühmten funfzehnten Kapitel der Geschichte des allmähligen Sinkens und endlichen Unterganges des römischen Weltreiches, welchem wir hauptsächlich unsere Belehrung über die ersten Christen verdanken.

Die Ablehnung des heidnischen Glaubens aber konnte man nicht so leicht, wie heute die Ablehnung des Glaubens an Christus, geheim halten, weil alles Thun und Treiben der Menschen von offenkundigen Beziehungen auf die Götter durchzogen war.

Der Christ konnte beim Niesen den Glückwunsch eines Freundes: Jupiter segne Dich! nicht annehmen, ohne gegen die Gottheit des

Jupiter zu protestieren. Und wenn die trauernde Leichenbegleitung eines verstorbenen Freundes mit langsamen Schritten sich nach dem Scheiterhaufen bewegte, so mußte der Christ sich zurückziehen, um nicht anzusehen, wie die Flammen durch das Blut der Opfer unterhalten wurden, und um nicht mit den anderen dabei anwesenden Personen zugleich mit dem Weihwasser besprengt zu werden. Menschen aber, die, wie die Christen, von Alters her überlieferte Annahmen über dasjenige, wovon Menschen nie etwas wissen können, nicht dulden wollten, mußten den von der Schwäche der menschlichen Einsicht in die wahre Beschaffenheit der Dinge tief überzeugten Heiden als Feinde des menschlichen Geschlechts, als welches in annehmbaren Meinungen über das immer Unbekannte Trost und Unterhaltung finde, erscheinen.

Das Volk konnte diejenigen, die sich laut von jeder Art von herrschendem Aberglauben absonderten, aber nichts an Stelle des Verworfenen zu setzen schienen, nur als Gottlose ansehen. Man fragte: warum haben sie keine Altäre? keine Tempel? keine Bilder? Die Denkenden aber wie Tacitus, die den Aberglauben des Volkes nicht teilten, aber im Gefühl der menschlichen Schwäche ertrugen, konnten sich die Unduldsamkeit der Christen gegen den Glauben ihrer Mitmenschen nur daraus erklären, daß sie selbst von einem weit hartnäckigeren, weil blinderen Aberglauben besessen wären. Der aber verdiente, gerade weil er unduldsam war, ausgerottet zu werden.

Aber der Vorwurf der Unvernunft beschränkte sich nicht auf Unduldsamkeit der Christen in Glaubenssachen.

Die Christen gingen in der Strenge der Anforderungen an sich selbst so weit, sich auch harmlose irdische und körperliche Vergnügungen nicht zu gestatten, sie wollten nur Kleider von weißer Farbe zulassen, verboten den Gebrauch von Federkissen, weil Jakob mit seinem Haupte nur auf einem Stein geruht habe, untersagten den Genuß von weißem Brot und fremden Weinen und verzichteten auf die Benutzung warmer Bäder. Schon aus dem zweiten Jahrhundert werden Gelübde von Asketen erwähnt, ihren Leib zu kreuzigen und sich alles Fleischgenusses und des Weines zu enthalten. Und nicht genug mit jenen Entsa-

gungen, die Christen hielten es auch für ausreichend, von Jesus zu wissen und von demjenigen, was sich auf ihn mittelbar oder unmittelbar bezog. Erschien schon dieser Kultus der Unwissenheit den Edlen unter den Alten anstößig, so mußten sie Folgendes als gar unedel verurteilen.

Von dem Meister der Christen waren Aussprüche, welche die Anhänger buchstäblich erfüllen zu müssen glaubten, überliefert, wie: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen; — Ich aber sage Euch, daß man überhaupt nicht schwören soll; es sei aber Eure Rede: ja, ja, nein, nein, was darüber ist, das ist vom Bösen; — Ich aber sage Euch, daß man nicht dem Bösen widerstehen soll, sondern wer dir einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar.

Statt Gut und Blut für die Erhaltung und für das Gedeihen ihres Gemeinwesens hinzugeben, überließen nun diese „Luftwandler", deren Heimat nicht die Welt des Menschen zu sein schien, die Rechtspflege und die Landesverteidigung lieber anderen. Allenfalls bewies man gegen diejenigen, welche vor ihrer Bekehrung bereits im Heere gedient hatten, Nachsicht, aber Christen konnten, ohne eine weit heiligere Pflicht zu verletzen, nicht in den Kriegsdienst eintreten und die Waffen gegen die Feinde des Reiches tragen. Die Heiden durften wohl fragen, was das Schicksal des von allen Seiten durch die Barbaren angegriffenen Reiches sein würde, wenn von allen Menschen dergleichen kleinmütige Grundsätze der neuen Sekte angenommen und befolgt würden.

2.

Der Verzicht auf Kenntnisse, Lebensfreuden und Ehrenämter dieser Welt konnte denjenigen nicht schwer werden, welche, wie vermutlich die große Mehrzahl der ersten Anhänger des Christentums, in Dunkel und Dürftigkeit lebten und noch aus der Not eine Tugend machen konnten. Aber schon um das Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus fanden sich unter den Christen in Bithynien Menschen jedes Standes wie jedes Alters und Geschlechtes, und gegen Ende

des dritten Jahrhunderts sollen im Palast des Kaisers, an den Gerichtshöfen, im Kriegsheere, eine Menge heimlicher Christen gelebt haben, Leute, die bemüht waren, die Vorteile des gegenwärtigen Lebens mit den Erwartungen eines zukünftigen klug zu verbinden. Das Verhalten der Christen der Welt gegenüber mochte sich in den Zeiten zuerst der Duldung, dann der Verfolgung von seiten der römischen Staatsgewalt leicht in alter Strenge erhalten. Wie aber mußte es damit werden, als Konstantin 312 unter dem Zeichen des christlichen Kreuzes auf der kaiserlichen Fahne gesiegt hatte und nun die Vielen Aufnahme in die Gemeinschaft der Christen begehrten, ohne doch auf dasjenige, was bisher ihr Gott gewesen war, mehr als dem Namen nach Verzicht leisten zu wollen? Die Freunde der Weltflucht unter den Christen hatten Grund zu fürchten, daß nun nicht allein der Weihrauch aus den heidnischen Tempeln in die christlichen Versammlungshäuser hinüberziehen werde. Die folgenden Jahrhunderte der Entwicklung des Christentums und seiner Einbürgerung in der Welt sind dem Betrachter lehrreich als ein immer wieder auf immer neue Weise unternommener Versuch der Vereinigung von Weltflucht und Weltsucht, der Rückkehr dieser Zeit und dieses Volkes zu der Strenge der ersten Christen, der Hingebung anderer Menschen und anderer Zeiten an die noch ältere und menschlichere Pflege der Güter und Freuden dieser Welt. Das Ergebnis der Versuche, das Alte und das Neue zu vereinigen, wie sie auch angestellt werden mochten, konnte nicht denen gefallen, welche in Hingebung an das arme Leben des in Paläſtina gekreuzigten Jesus und in thätiger Nachfolge dieses Lebens die Bahn der ersten Christen innehalten wollten; andererseits aber auch nicht den in Liebe dieser Welt und ihren Gütern zugewendeten Gemütern. Einem Christen der ersten Zeit war die Frage, ob die Erde eine Kugel ist und ob es demnach Gegenfüßler von uns auf der entgegengesetzten Seite der Erdkugel geben könne, gleichgültig. Demjenigen aber, der Wissen von der Erde und ihrer Umgebung um seiner selbst willen mit Gründlichkeit sucht, mußte nicht die Leugnung des Daseins von Gegenfüßlern widerwärtig sein. Vielmehr er mußte

für seinen Bundesgenossen denjenigen halten, der auf bloße Behauptungen hin die Ansicht der Sinne von der Erde als einer ebenen Fläche, die von den Wassern des Meeres rings eingefaßt sein mag, nicht aufgeben will. Verwerfen aber mußte er die Anmaßung, auf Grund nicht eigener Prüfung der Sache, sondern von Schriften der alten Zeit, die von den Christen ihrer Religion zu Grunde gelegt wurden, das Dasein von Gegenfüßlern zu leugnen, wie es von dem Apostel der Deutschen, Bonifacius, nach dem Vorgang des Augustin geschehen ist. Diese Welt, in die wir durch die Geburt hineingekommen sind, kennen lernen zu wollen und dafür alle Auffassungsvermögen, Sinne und Vernunft, in deren Besitz wir uns finden, anzustrengen, ist uns Menschen natürlich, nicht aber, uns mit irgend welchen Worten darüber zufrieden zu geben. Und wer das Wissen von den Dingen wahrhaft sucht und liebt, muß verlangen, von der Kunde der Pflanzen, Tiere und Menschen, kurz: von der Erkenntnis des uns allein Gegebenen aus, zu demjenigen, um dessen willen die ersten Christen sich stark fühlten, Kenntnisse, Freuden und Geschäfte, die ganze Welt des Menschen, zu verachten, geführt zu werden, wenn er überall dahin gelangen soll. Ein Nachfolger der ersten Bischöfe, welche als „die ehrenvollen Diener eines freien Volkes" die Gemeinden der von der Welt sich ausscheidenden Christen zu leiten hatten, durfte wagen, als ein Herrscher über die Herrscher der Welt, einen deutschen König drei Tage lang im Büßerkleide an der Thür der inneren Burg zu Kanossa warten zu lassen, ehe er ihn aufnahm. Wenn aber der Papst nicht auf anderes den Anspruch auf Anerkennung seiner Gewalt stützen kann — um seiner Herrschaft willen über die Gemüter der Menschen, die auch auf Trug und Nichtigkeit sich gründen kann, wird derjenige die Herrschaft desselben auch über eine ganze Welt nicht bewundern, der nur das für den Menschen Wahre und was damit zusammen bestehen kann, schätzen will. Sein Aufsehen wird mehr noch die Leistung eines Seiltänzers wie Blondin erregen als jene Macht, wenn sie der Wahrheit zuwider ist.

Antonius, ein reicher und durch den Tod der Eltern unabhän-

giger Jüngling in Ägypten, hörte einst das Wort Jesu an den reichen Jüngling: „Wenn Du vollkommen sein willst, so gehe hin, verkaufe Deine Habe und gieb sie den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben; und komm', folge mir!" Dieses Wort bewog ihn um das Jahr 270 n. Chr. seine Güter den Armen zu schenken. Er zog sich in die Wildnis zurück. Halbjährig brachten Freunde dem einen furchtbaren Kampf gegen sich selbst als einen Kampf gegen den Satan kämpfenden Nahrung. Wie sehr aber der Freund der Wahrheit die vom Antonius gegen sich selbst bewiesene Kraft bewundern mag, so kann er nicht in einer Flucht aus der Gesellschaft in die Einsamkeit und in dem Wegwerfen der Güter, in deren Besitz sich ein Mensch findet, den Weg zu derjenigen Vollkommenheit sehen, welche mit der Wahrheit der Natur zusammenbesteht. Bei der Rückkehr zur Strenge und Reinheit der ersten Christen, welche so oft in der christlichen Kirche versucht wurde, konnte man höchstens wieder zu ihrem unmenschlichen Verhalten den Gütern der Welt gegenüber zu gelangen hoffen. Über diese Unmenschlichkeit hinauszukommen und vielleicht gar demjenigen, was der Meister der Christen, der gekreuzigte Jesus, selbst wollte und war, sich mehr als alle seine Nachfolger anzunähern, zu dieser Hoffnung konnte allein das gänzliche Verlassen der Kirche und ihres Geleises und die Rückkehr zu der unbefangenen, rücksichtslos liebevollen Pflege alles Menschlichen und Natürlichen berechtigen, von der man so viele Spuren in der vorchristlichen Zeit bei den gebildetsten Völkern, bei Griechen und Römern, antrifft. Diesem Gedanken stand der Zeitgenosse der großen französischen Revolution, Lichtenberg, nicht fern, als er sagte: „Ich sehe darin nichts so sehr Arges, daß man in Frankreich der christlichen Religion entsagt hat. — Vielleicht war es nötig, sie einmal ganz aufzuheben, um sie gereinigt wieder einzuführen". Diese Erwartung Lichtenbergs hat sich freilich nicht verwirklicht.

Eine Hingebung nun, welche solche Hoffnungen für die Menschheit und für das Christentum begründet erscheinen läßt, war nicht von denjenigen, welche als Diener der bestehenden Kirche Amt und Brot

verdankten, zu erwarten. Sie konnten sich nur für verpflichtet halten, dasjenige, was ihnen überliefert war, auszubreiten, und das Lob der Treue können wir dem Lehrer der protestantischen Theologie nicht vorenthalten, mögen wir ihn auch als im Geiste beschränkt ansehen müssen, der noch im Jahre 1872 triumphiert, daß „es von der Chemie bestritten werde, daß wesentliche integrierende Bestandteile des Felsgebäudes des Erdkörpers, wie er jetzt als fertig vorliegt, aus feurigem Fluß entstanden sein können." Warum frohlockt er über diese Lehre, welche für die ersten Christen wahrscheinlich gleichgültig war? Weil er so seine auf den Anfang des ersten Buches Moses gegründete biblische Schöpfungsgeschichte auch als natürliche Schöpfungsgeschichte verkaufen und die der Naturforscher und des Epikur dadurch verdrängen zu können meint. Würde er wohl den Chemiker, der nach den ihm vorliegenden Thatsachen anderes lehren müßte (und diese Annahme ist doch erlaubt), gesetzt, er hätte die Macht dazu, ungebrannt lassen? Seine Vorgänger hatten einst diese Macht, und sobald es im zehnten und elften Jahrhundert bei den europäischen Völkern zu dämmern begonnen hatte, fing die Geistlichkeit schon im Anfange des elften Jahrhunderts an, unabhängige Untersuchungen systematisch zu unterdrücken, das Selbstdenken zu bestrafen.

Wir können in dem Verlangen nach der Bahnung eines Weges, der durch die Welt hindurch zur Religion führt, so weit wir hier vordringen können und müssen, nur preisen, daß die Geistlichkeit, welche z. B. in Deutschland unter den Ottonen im zehnten Jahrhundert noch allein mit der Sammlung von Kenntnissen sich beschäftigte, allmählig den Laien das Feld räumte. Diese treten seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts in der Literatur mehr hervor. Von da an macht sich eine Erneuerung des vorchristlichen Heidentums, welche uns mehr als eine bloße Wiederholung werden kann, in immer deutlicheren, leuchtenderen Spuren bemerklich, zuerst und am mächtigsten in Italien, dem Sitze des Herrschers der Christenheit, der Religion der Weltflüchtigen.

Hier gewahrt man vom vierzehnten bis in das sechszehnte Jahr-

hundert hinein bei Leuten, welche gleich ihren Mitbürgern unter der Glocke leben, ein zunehmendes neues Streben, welches doch nur ein uraltes, natürliches ist. Und dieses neue Leben verbreitet sich von Italien aus über die übrigen Länder Europas.

In Florenz gab es im Jahre 1390 deshalb nicht mehr eine herrschende Mode der männlichen Kleidung, weil jeder sich auf besondere Weise zu tragen suchte. Jakob Burckhardt, dessen Werk über die Kultur der Renaissance in Italien über dieses merkwürdige Zeitalter reiche Belehrung giebt, fügt dieser Bemerkung hinzu, daß es noch bis tief ins sechszehnte Jahrhundert hinein bedeutende Leute gab, die diesen Mut hatten. Die Übrigen wußten wenigstens in die herrschende Mode etwas Individuelles zu legen.

Man fand Freude an der Selbständigkeit, die ein Mensch in seinem Thun und Lassen bewies, und pries solche Menschen in den Ausdrücken: uomo unico, uomo singolare.

Es wird uns erzählt, wie der Florentiner Niccoli im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts in seiner äußeren Umgebung nichts duldete, was die antike, die heidnische Stimmung stören konnte. Man traf die schöne Gestalt in langem Gewande in einem Hause voll herrlicher Altertümer. Er war über die Maßen reinlich in allen Dingen, zumal beim Essen. Da standen vor ihm auf den weißesten Linnen antike Gefäße und krystallene Becher. Für die Bemühung jener Zeiten, das Äußere des Lebens in edler Weise zu verschönern, wurde ein leitendes Vorbild in demjenigen entdeckt, was an Resten des heidnischen Altertums aus dem Schutt und der Erde ausgegraben wurde. Da erstanden aus ihren Gräbern die herrlichen Bildwerke des Altertums: der Apoll von Belvedere und unter dem Papst Julius II., der von 1503 bis 1513 regierte, die Gruppe des Laokoon. Die Paläste der Großen und Kardinäle begannen sich mit antiken Statuen und Fragmenten zu füllen. Rafael aber unternahm für den Papst Leo X. eine Wiederherstellung im Bilde der ganzen alten Stadt Rom. Die liebevolle Beschäftigung mit den Trümmern und Erinnerungen des Altertums bedeutete in Italien ein Bündnis zwischen zwei

weit auseinanderliegenden Kulturepochen desselben Volkes, und weil ein solches Bündnis geschlossen werden konnte, war eine natürliche Teilnahme des ganzen Volkes an der Wiedergeburt des Alten möglich, wie nirgend sonst in Europa. Der geweckte Wissenstrieb aber beschränkte sich nicht auf die Erforschung dessen, was einst geglänzt und Menschen erfreut hatte, man fing an, auch die immer gegenwärtige Natur mit neuer Liebe und aus neuen Augen anzuschauen.

Die großen Dichter und Gelehrten, Dante und Petrarca, bestiegen, etwas im früheren Mittelalter Unerhörtes, hohe Berge in der Absicht, den Fernblick zu genießen.

Die Pflanze als solche erweckte um ihres merkwürdigen Anblicks willen Interesse, und Fürsten wie reiche Privatleute nahmen bei der Anlage ihrer Lustgärten auf das Sammeln möglichst vieler verschiedener Pflanzen und Species und Varietäten derselben Bedacht. Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurden an den italienischen Höfen Menagerien als Sache des standesgemäßen Luxus angesehen, und zwar wurden die fremden Tiere in Zusammenhang mit einem höheren Interesse der Beobachtung unterhalten.

Suchen wir aber nach einer Leistung, welche, aus jener neuen Bewegung der Geister entsprungen, für alle Richtungen dieser Bewegung Zeugnis ablegt, so ist es die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus im Jahre 1492. Den Plan, den Osten der alten Welt durch eine Fahrt nach Westen zu erreichen, konnte nur ein Mann fassen, der mit der Geographie der Kirchenväter, nach welcher die Erde eine Fläche war, auf der als auf einer Stütze der krystallene Dom des Himmels ruht, gebrochen hatte. Den Plan aber zur Ausführung zu bringen, erforderte außer der Überzeugung von der Wahrheit der von der Kirchenlehre abweichenden neuen Ansicht eine Beharrlichkeit in dieser eigenen Meinung, welche auch nicht durch eine achtzehn lange Jahre hindurch andauernde Erfolglosigkeit von Bitten erschüttert und zerstört werden konnte.

Das Gelingen aber des Planes bestärkte in der neuen Ansicht und steigerte die selbständige Thatkraft so, daß Magellan fast ein

Menschenalter später auf der Fahrt nach den Molukken von Westen aus trotz aller unsäglichen Leiden unbeugsam ausharrte, bis er selbst noch auf Abenteurer von Sumatra traf und wenigstens seine Mannschaft nach dem Tode ihres Führers am 8. November 1521 nach 27 monatlicher Reise in Tidore, den Haupthafen der Gewürzinseln, einlief. Als nun vollends das Schiff San Viktoria nach Westen weiterfahrend am 6. September 1522 im Hafen von St. Lukar de Barrameda wieder vor Anker ging, da konnte mit Fug Magellans Leutnant Sebastian de Elcano, der Führer des Schiffes, eine Erdkugel zum Wappen nehmen mit der Umschrift: Du hast mich zuerst umspannt.

Aber nicht dies allein war geleistet: die Erde war von der Herrschaft des von Theologen beschützten und begünstigten Wahns befreit. Die Geistlichkeit konnte nun wenigstens nicht mehr öffentlich die Annahme der kugelförmigen Gestalt der Erde verketzern und für gottlos erklären.

Nach dieser Entdeckung einer neuen Welt auf der Erde machte der menschliche Geist besonders im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts durch innere Kraft Riesenschritte und gelangte, geführt von Galilei, Kepler, Newton, nachdem Nikolaus Kopernikus im Jahre 1543 zuerst die richtigere Ansicht begründet hatte, im Jahre 1686 zum Ziel, zu der Entdeckung des wahren Weltbaues. In diesem Jahre zeigte Newton, daß dieselbe Kraft, welche einen Stein zur Erde zieht, den Mond in seiner Bahn um die Erde hält, und wies damit auf diejenige Kraft hin, von der die Keplerschen Gesetze von der Bewegung der Planeten die notwendige Folge sind. Sie mußte den Erscheinungen entsprechen, indem die Keplerschen Gesetze diesen Erscheinungen entsprachen und sie vorher verkündigten.

Wie aber die Entdeckung Amerikas und die Umschiffung der Erde eine Auflehnung gegen die Lehre der Kirche war, so befanden sich die großen Arbeiter, welche allmählich die physische Astronomie in eine Mechanik des Himmels verwandelten, in einer fortwährenden Empörung gegen den Wahn der Kirche. Aus diesem Zustande suchten sich Männer wie Giordano Bruno, Galilei, Kepler, da sie auf die

natürliche Erklärung natürlicher Dinge mit allen Mitteln der Vernunft nicht verzichten wollten und konnten, dadurch zu retten, daß sie erklärten, die heilige Schrift, auf welche sich die Kirche berief, sei nicht als eine wissenschaftliche Autorität gemeint, sie sei nur für unsere Seligkeit bestimmt.

Die römisch-katholische Kirche antwortete auf solche Rechtfertigungsversuche mit der Verbrennung des Giordano Bruno im Jahre 1600, mit jahrelanger Einkerkerung des Galilei. Die Theologen der von Rom abgefallenen Kirche aber, weniger mächtig über den Leib, erklärten für sinnlos, wie Karl Hase angiebt, einem Kopernikus größere Autorität einzuräumen als dem Worte Gottes und lehrten ruhig weiter, als sei nichts verändert, was sie aus der Bibel meinten ableiten zu müssen.

So predigt der lutherische Theolog Hollaz selbst nach der Vollendung der Theorie des Weltbaues durch Newton gemächlich weiter, daß die Erde ruhe und daß die Sonne sich bewege, auf Grund von Stellen wie Psalm 104: Er stützte die Erde auf ihre Grundvesten, sie wanket nicht ewig und immerdar, und Psalm 19: die Sonne freut sich wie ein Held zu laufen den Pfad.

Aber es blieb nicht bei der Auflehnung der großen Arbeiter der Naturwissenschaft. An sie schlossen sich Männer an, welche zwar nicht selbst in der Naturwissenschaft als Forscher hervorragten, aber die so fruchtbaren und erfolgreichen Grundsätze der neuen Wissenschaft zum klaren Bewußtsein brachten und bemüht waren, das in der Erkenntnis der Natur bewährte Verfahren in allen Gebieten menschlichen Denkens zur Anwendung und zur Herrschaft zu bringen. Als die Grundlage des neuen Verfahrens erschien aber die Unterwerfung des menschlichen Geistes unter die Überlieferung der Sinne.

Die Reihe dieser Denker eröffnet der Kanzler von England, Bako von Verulam, mit dem 1620 veröffentlichten Teile seiner großen Erneuerung der Wissenschaften, dem neuen Organon. Absehend von der Überlieferung der Jahrhunderte wollten unter diesen Denkern manche durch die auf dem neuen Wege der Natur und der Vernunft

gefundenen Wahrheiten auch die Lehren der chriſtlichen Kirche verdrängen und erſetzen. In ſeinen „Gedanken über die öffentliche Verwaltung“ konnte der Franzoſe Voltaire der Anſicht eines Engländers beipflichten, daß die Religionen in Aſien geboren ſeien und ihr Grab in England gefunden hätten.

Die chriſtliche Kirche aber hatte zugelaſſen, daß Gregor I. im ſechſten Jahrhundert die Vorſtellung vom Fegefeuer als einer Abbüßung für die läßlichen Sünden der Gläubigen in der Einbildung des Volkes begründete, ja, ſie hatte dieſe Behauptung 1439 zu Florenz als ihre eigene Lehre anerkannt, wie ſie das Fronleichnamsfeſt, das zuerſt Urban IV. 1264 als allgemeines Kirchenfeſt verkündigte, als das große Wunderfeſt der Verwandlung des Brots in den Leib des Gottmenſchen ſich hatte gefallen laſſen. Darauf aber, ein Mittel zu finden, um ſich des Veralteten in Lehre und Brauch ohne Lebensgefahr zu entledigen und ſich unaufhörlich wie die Natur ſelbſt in jedem neuen Jahr zu verjüngen, war ſie nie bedacht geweſen.

Darauf zu ſinnen, wäre einer Kirche, deren Stifter geſprochen hatte: Gott iſt Geiſt, und ſeine Anbeter müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten, mehr würdig und auf die Dauer ſelbſt nützlicher geweſen als der Wahrheit, ſo oft ſie aus Demokrits, des Naturforſchers, tiefem Brunnen heraus wollte, auf die Finger zu klopfen, um ſie in die Tiefe zurück zu ſtürzen.

Durch ihren Einfluß nun erlangten die geiſtreichen Schriftſteller, welche Bakos Spuren folgten, unter ihnen in Frankreich ein Voltaire, wenigſtens, daß die höheren Stände in England gegen die Kirche gleichgültig wurden, in Frankreich über die Einfalt der Kirche ſpotteten, der Kern des Volkes hing in beiden Ländern noch am alten Chriſtentum, für das ſich in England aus den Sekten immer wieder ein neuer Enthuſiasmus erhob.

Durch Geiſt und Gründlichkeit ragt unter den von Bako abſtammenden Denkern David Hume hervor, der im Jahre 1776 ſtarb, nachdem er Großbritanien mit einer bis heute anerkannten und berühmten Geſchichte Englands beſchenkt hatte. Er beſteht mehr als alle ſeine

Vorgänger darauf, allein das durch Wahrnehmung Bestätigte als vorhanden annehmen zu wollen und alles darüber hinausgehende Denken, mögen wir es auch keinen Augenblick im Leben entbehren können, als Einbildung auszuschließen.

Wenn man Priestern und Dichtern erlauben möge, vom goldenen und silbernen Zeitalter zu reden, so ziemen sich doch, meint er in der neunten Abteilung der Untersuchung über den menschlichen Verstand, solche Einbildungen nicht für Philosophen. Die ersten Christen hatten über sich vermocht, Kenntnisse, Freuden und Ehren der Welt zu verachten und das Leiden zu lieben, indem sie das Dasein auf der Erde, von dem sie wußten, in Vergleich mit einem wahren Dasein, an welches sie nur glaubten, gering schätzten. David Hume aber, der sich auf das den Sinnen Gegebene beschränken will, bezeichnet diejenigen als eitle Schwätzer, denen dieses Leben nur als ein Durchgang zu etwas Weiterem gilt.

Sollte aber dies das notwendige Enddere Bewegung sein, welche mit der Losreißung vom Christentum am Ausgange des Mittelalters beginnt, das Endziel der Rückkehr zu einer rücksichtslos-gründlichen Liebe und Pflege der Güter dieser Welt um ihrer selbst willen? Nicht die Bahnung eines neuen Weges zu demjenigen, welches die ersten Christen alle Güter der Welt hatte verachten lassen, sondern eine Auslöschung auch der letzten Spuren desselben, selbst des Gedankens eines anderen Daseins, in den Gemütern? Die Leugnung eines andern Daseins muß das letzte Wort sein und bleiben, wenn Hume, indem er den Menschen auf Wahrnehmung und Beobachtung gegebener Dinge einschränkte, die Macht des menschlichen Vermögens innerhalb der von der Natur gezogenen Grenzen vollständig ausgemessen hat.

Dabei muß es bleiben auch trotz des zu machenden Zugeständnisses, daß wir im Wissen auf die Eindrücke der unbekannten Dinge auf unsere Sinne eingeschränkt sind und also diese selbst ganz anderen Ansichten als die Ansichten der Natur entsprechen mögen. Es könnte also ein Christ wie der Apostel Paulus in seinem Glauben Recht

haben, wenn er sagt: Wenn wir aber gestorben sind mit Christo, so glauben wir, daß wir auch mit ihm leben werden. Aber entweder nehmen alle in gleicher Weise dieses andere Dasein wahr gerade so wie den Stuhl, auf dem, und den Tisch, an dem ich jetzt sitze, oder ich werde mich, der Vernunft folgend, um nicht als Wachender von Träumern irre geführt zu werden, auf diese Erde, auf der ich mit beiden Füßen stehe, beschränken.

Mit dieser Ansicht Humes stimmte der deutsche Denker Immanuel Kant vollständig überein, er bestritt auch nicht, daß wir in unserem Wissen von den Dingen auf die Eindrücke, welche dieselben auf unsere Sinne machen, eingeschränkt seien, aber er konnte seinen Vorgängern nicht zugeben, daß sie die Macht des menschlichen Vermögens innerhalb der Grenzen der Wahrnehmung bereits ausgemessen hätten. Und daran mußte zweifeln, wer die Entwicklung der europäischen Menschheit in Wissenschaft und Leben auch nur bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mit aufmerksamem Auge verfolgt hatte.

Der Geschichtschreiber belehrt uns, daß in den Jahrhunderten nach der Reformation nur wenige europäische Völker in Kleidung und Körperschmuck hergebrachter Nationaltracht treu blieben, in der Naturwissenschaft aber war bereits im siebzehnten Jahrhundert die Lehre vom wahren Weltbau durch Newton vollendet. Bemerkungen aber über das zweckmäßigere Verfahren der Wissenschaft, welches endlich zu so großen Ergebnissen führte, im Vergleich mit der gemeinen Auffassung der Dinge konnte man noch in dem neuen Organon, dem 1620 veröffentlichten Teile der großen Erneuerung der Wissenschaften von Bako von Verulam finden, nichts dergleichen aber bei seinen Nachfolgern. Die Anstrengungen aber des Menschen für eine größere Selbständigkeit im Thun und Lassen, welche schon im vierzehnten Jahrhundert sich in Italien bemerklich machen, jedoch nicht so allen vor Augen waren wie die Leistungen der Naturforscher, schienen für die Denker, welche den Naturforschern als Trabanten folgten, gar nicht vorhanden zu sein.

Hätten aber die Denker diese im Leben bewährte Macht des

Menschen sich vergegenwärtigt und zum klaren Bewußtsein gebracht, das Verhalten des Menschen auf der Grenze des Wissens dem Geheimnis des Seins gegenüber würde ihnen vielleicht anders erschienen sein, vielleicht würden sie sich selbst ein anderes Verhalten, als sie nun für gut befanden, verordnet haben.

Der Beweis des Geistes und der Kraft in Wissenschaft und Leben ist etwas Festes und Bestimmtes. Im Hinblick auf dieses genau Bestimmte kann man Religion, das Überschreiten der Grenze des Wissens im Glauben, als jenem gemäß oder zuwider vernichten oder errichten.

Im Bewußtsein der ihm möglichen Macht und zu Gunsten derselben wird der Mensch von der Erkenntnis der Beschränktheit alles Wissens, gesetzt, daß er diese zugeben muß, einen anderen Gebrauch machen können und müssen, als wenn er nur die Ohnmacht der Menschen in allem, was sie unternehmen, und die Verewigung dieser Ohnmacht im Sinne hat.

Was er das eine Mal und das andere Mal sich als Glauben und Frömmigkeit vorstellt und zu bedürfen meint, verdient vielleicht denselben Namen nur, wie Mann und Weib beide Mensch heißen. Waren die Soldaten der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, ein Hume, ein Voltaire, etwa nur — wenig ritterlich — am Glauben des Weibes zu Helden geworden? Den Mann hatten sie vielleicht nicht getroffen, geschweige geschlagen.

Die im Leben angestrebte und bethätigte Macht, die in Wirklichkeit immer wieder hervortretende Ohnmacht des Menschen und beider Verhältnis zu der natürlichen Grenze des menschlichen Wissens kann ein Gegenstand verständiger Erörterungen sein. Streit über Meinungen von demjenigen, was Menschen immer unbekannt und unzugänglich bleibt, ist Besonnenen zu viel, ehe er noch begonnen hat.

Ein Mann wie Kant konnte die hohe Entwickelung der europäischen Menschheit in Wissenschaft und Leben, das Zurückbleiben der

Denker hinter dem Gange der Menschheit nicht bemerken, ohne den Entschluß zu fassen, das Denken dem Leben gewachsen zu machen und damit neue Grundlagen menschlicher Wohlfahrt zu legen. Das Ergebnis seiner Besinnung legte Kant den Gelehrten in einer Reihe von Schriften vor vom Jahre 1781 bis 1793.

Zweiter Teil.

Vernunft als Christentum.

3.

Wodurch die wissenschaftliche Erkenntnis sich vor der gemeinen auszeichnet, hätten die der Naturforschung folgenden Denker bereits von dem Ahnherrn der Naturwissenschaft im Altertum, von Archimedes, dem Verteidiger von Syrakus gegen die Römer im Jahre 212 vor Christus, lernen können. Ihm verdanken wir die Feststellung des Verhältnisses der Körper zum Wasser. Dieses Verhältnis zu kennen hat Wert für den Schiffbau, und man mußte deshalb schon früh auf das verschiedene Verhalten verschiedener Körper, des Korkes, des Tannenholzes, des Eisens im Wasser Acht geben, wodurch man doch nicht mehr erfuhr, als daß Körper, in eine Flüssigkeit eingetaucht, von dieser mehr oder weniger getragen werden.

Zur Erkenntnis des allgemeinen Verhältnisses zwischen Körpern und Flüssigkeit in genauen Maßen gelangt man aber, indem man z. B. an die eine kürzere Wagschale einer gewöhnlichen Wage zwei übereinander hängende Cylinder hängt, von denen der obere hohl, der untere, welcher genau die Höhlung des oberen füllt, massiv ist. Auf die andere Wagschale aber sind so viel Gewichte gelegt, daß das Gleichgewicht hergestellt ist. Darauf wird der untere massive Cylinder

in ein darunter befindliches Bassin mit Wasser vollständig untergetaucht. Um nun das damit verlorene Gleichgewicht der Schalen wieder herzustellen, muß in den hohlen Cylinder in der Luft gerade so viel von der Flüssigkeit gegossen werden, als der massive im Wasser aus der Stelle getrieben hat. Daraus folgt, daß von der Flüssigkeit ein Teil des Gewichtes getragen wird, der dem Gewichte der aus der Stelle getriebenen Flüssigkeit gleich ist. Der massive Cylinder im Wasser aber hätte so gut aus Tannenholz oder aus Kork wie aus Eichenholz bestehen können. Also begründet die einzelne Thatsache jenes Versuches zusammen mit den dafür einzusetzenden unzähligen ähnlichen Thatsachen ein allgemeines Gesetz für das Verhältnis der Körper zum Wasser. Ist nun durch Versuche das Verhältnis der verschiedenen Körper zum Wasser festgestellt, so können wir mit denselben, ohne neue Versuche anzustellen, rechnen und das Verhalten eines aus verschiedenem Material zusammengesetzten Schiffes im Wasser vorausbestimmen. So erheben wir uns von den Eindrücken der Dinge um uns durch Versuche zu Gesetzen der durch die Sinne überlieferten Gegenstände und endigen mit Regeln für unser Verhalten zu den Gegenständen.

Wodurch aber zeichnet sich das Ergebnis der wissenschaftlichen Untersuchung, der allgemeine Satz eines Archimedes: von der Flüssigkeit wird ein Teil des Gewichtes getragen, der dem Gewichte der aus der Stelle getriebenen Flüssigkeit gleich ist, vor dem allgemeinen Satze aus, zu dem auch jener römische Soldat, der auf den Kreise im Sande ziehenden Archimedes zustürzte und ihn niederstieß, gelangt sein mochte: Körper werden, in eine Flüssigkeit eingetaucht, von dieser mehr oder weniger getragen?

Aus diesem ist nicht wie aus jenem Gesetz des Archimedes eine bestimmte Regel für das Verhalten beim Schiffbau abzuleiten.

Wir müßten also eine auf Feststellung von Allgemeinheiten von dieser Unbestimmtheit sich beschränkende Wissenschaft als wertlos für die Thätigkeit des Menschen verachten.

Archimedes durfte nun zwar, wenn er sich mit dem Soldaten

verglich, sich seines Wissens als einer Macht erfreuen. Aber er mußte sich doch bewußt sein, daß er von Eindrücken der Dinge, die je nach der Bewaffnung der Sinne verschieden sind und welche nach menschlicher Mutmaßung die feine Mannigfaltigkeit der Natur nie ganz erreichen, ausgegangen war und daß er mit der Bezeichnung des Verhältnisses solcher Eindrücke im Gesetz geendigt hatte. Also konnte er nicht sich einbilden, sich durch sein Wissen desjenigen, was alle diese Eindrücke auf seine Sinne bewirkte, der Sache selbst, bemächtigt zu haben.

Dieser Unwissenheit in Betreff der Dinge selbst bei aller Macht über die Eindrücke derselben konnte freilich ein alter Forscher wie Archimedes sich weniger noch bewußt werden als ein mit allerlei Wahrnehmungswerkzeugen, Teleskopen und Mikroskopen, ausgestatteter neuerer Forscher.

Der Soldat aber konnte freilich mit seinem Wissen nichts in der Natur vorwegnehmen und vorausbestimmen. Er mochte auch z. B. beim Versuch, ein Schiff zu bauen, von der Ohnmacht seiner Begriffe überführt werden. Trotzdem aber konnte er, da er, immer aus denselben Augen die Natur anschauend, nie auf den Gedanken gekommen war, daß er in Wahrheit auf Eindrücke der Dinge auf seine Sinne eingeschränkt sei, von seiner Unwissenheit in Betreff der Dinge selbst keine Ahnung haben, gewiß weniger als Archimedes.

Das Gefühl des Forschers von seinem Unvermögen über die Eindrücke der Dinge hinaus bei starkem Bewußtsein der Macht über die Eindrücke kann auch mit fortschreitender Einsicht nicht vermindert werden. Es wird nicht geringer, wenn auch der Naturforscher mit Newton bis zu dem Prinzip der Gravitation aufsteigt, welches das Maß der anziehenden Kraft eines jeden Weltkörpers auf die anderen Körper angiebt. Ja, sollte die Ausführung des Planes von Alexander von Humboldt im Kosmos, der Nachweis, durch welche inneren Kräfte das Ganze der Natur bewegt und belebt ist, mit Hülfe des Messens und Auffindens numerischer Verhältnisse gelungen sein, das Bewußtsein des Nichtwissens der Sache selbst gegenüber müßte das-

selbe geblieben sein. Denn zu allen diesen Gedankenbauten liefern das Material Eindrücke der Dinge auf die Sinne, welche Eindrücke, da sie mit zunehmender Schärfung der Beobachtungsmittel sich verändern, nicht die Sache selbst sind. So sind und bleiben selbst jene umfassenden und mächtigen Naturgesetze eines Archimedes und eines Newton für diese Forscher selbst, als gewonnen aus Eindrücken unbekannter Dinge auf die menschlichen Sinne, immer neuer Bestätigung und Prüfung durch ebensolche Eindrücke bedürftig. Das Gerede des Soldaten, daß Körper mehr oder weniger vom Wasser getragen werden, mit welchem allgemeinen Satz er doch wegen seiner Unbestimmtheit nichts anfangen konnte, bleibt, was er ihm von Anfang an ist, eine aller Notwendigkeit der Prüfung überhobene ewige Wahrheit. Ein Angriff auf diese, die er doch als ein Wertloses nicht lieben kann, muß ihm als ein Angriff nicht nur auf die Welt, aus der er sie genommen hat, sondern auf ihn selbst, als der ja zu dieser Welt gehört, erscheinen.

Nun denke man sich diesen Satz unseres Soldaten oder eine andere, durch den ersten Blick auf die Dinge gewonnene und immer wieder bestätigte Behauptung wie etwa diejenige von der täglichen Bewegung der Sonne um die Erde in einem Buche, das aus anderen Gründen mit Recht hoch und heilig gehalten werden mag, gelehrt, wie muß die Wissenschaft eines Kopernikus und Galilei diesem Soldaten erscheinen?

Der Priester, der vielleicht nie in das Buch der Natur vor seinen Augen mit Ruhe und Aufmerksamkeit hinein gesehen hat, der aber die Finger auf die heiligen Buchstaben und die Bilderrede von der Sonne als einem Helden, der sich freue zu laufen den Pfad — legt: „hier stehts geschrieben", ist ihm der Verteidiger und Beschützer seines Daseins, wer anders über das Verhältnis der Sonne zur Erde lehrt, ist sein persönlicher Feind und Verderber.

Nicht Giordano Bruno und Galilei allein haben erfahren, wie sehr der Widerstand des Soldaten unter dem Priesterrock den Fort-

schritt der arglosen und unbefangenen und so höchst wohlthätigen Erforschung der Natur aufzuhalten vermag.

Der herrschsüchtige Priester aber würde in seinem Kampf gegen die Wissenschaft nicht auf Zustimmung beim Volke rechnen können, wenn diesem deutlich gemacht wäre, daß jene Forscher von den Eindrücken der Dinge ausgehen und auf die Ergründung dieser Eindrücke sich beschränken. Von diesen dürfen sie durch unbefangene Forschung allein zuverlässige und wertvolle Kunde zu erlangen hoffen, auf Behauptungen über die Dinge selbst sollten sie verzichten.

Hätten die der Naturforschung folgenden Denker dies der Menschheit zum Bewußtsein gebracht, dazu noch, was auf dem Standpunkte des Soldaten auch der Naturforscher, der menschlich zu denken nicht aufhört, irrtümlich für seine eigene Forschung über die Natur denken und schließen muß, so hätten sie nicht nur dem Naturforscher einen gefährlichen Feind von Arbeiten, die der Wohlfahrt aller dienen, entwaffnet. Sie hätten auch den notwendigen und vielleicht in wichtigen Beziehungen wertvollen Vorurteilen des Volkes in dem Naturforscher, für dessen Geschäft nun diese Vorurteile unschädlich gemacht waren, einen hülfreichen Freund gewonnen. Jenes zu leisten konnte man nicht dem Naturforscher selbst, dem obliegt, immer neu von den Eindrücken der Dinge durch Beobachtung und Versuche zu Gesetzen sich zu erheben und so der Natur immer mehr mächtig zu werden, zumuten. Die Beschäftigung damit hat eine Teilnahme des Geistes mehr für das Denken und Thun des Menschen als für Sachen und Natur zur Voraussetzung.

Freilich ist die gewünschte Leistung für den Naturforscher und gerade nur für ihn eine leicht zu vollbringende. Der Naturforscher, der sich auf das Studium der Eindrücke der Gegenstände auf die menschlichen Sinne beschränkt und beschränkt weiß, weiß dies nicht, ohne sich damit des entgegengesetzten Grundsatzes, welcher sein Denken in der alltäglichen Auffassung der Dinge beherrscht, bewußt zu werden, des Vorurteils also, daß wir nicht auf Eindrücke der Dinge in unserer Erkenntnis eingeschränkt seien, sondern die Dinge selbst ergreifen.

Mehr noch, er kann eine Beschaffenheit der von dem Soldatenstandpunkt aus notwendigen Annahmen, welche für ihn als Forscher nicht vorhanden sein dürfen, angeben: es muß ein mit allem, was in der Natur sich vorfindet, mit allen natürlichen Beschaffenheiten und Verhältnissen Unvergleichliches sein. Denn es entspringt allein aus der Voraussetzung, daß die Sinnenwelt sei, was sie für den erkennenden Menschen nicht ist. Ja, er kann dieses Unvergleichliche aus der gegebenen Natur unter dem Vorurteil des Soldaten entwickeln, so daß die ganze übernatürliche Gedankenwelt des Soldaten zu seiner eigenen immer unvollkommenen, von Tag zu Tag berichtigten Wissenschaft von der Natur hinzu in seiner Gewalt ist.

Wenn wir nun freilich nach diesem Unvergleichlichen in den Meinungen der Menschen, von welchen die Geschichte berichtet, uns umsehen, so finden wir neben dem je früheren, desto dürftigeren Wissen von den natürlichen Dingen eine der Natur nur allzuähnliche, nur allzubunte Sagenwelt, verschieden nach den verschiedenen Zeiten und Völkern.

Oder scheint es nicht allein ein Anwachs an die uns bekannte Natur, wenn Odysseus bei Homer im elften Gesange der Odyssee von seinem Besuch in der Unterwelt berichtet: tief aus dem Erebos seien ihm Seelen der abgeschiedenen Toten entgegengekommen; Bräute und Jünglinge kamen und Greise, die viel ausgestanden hatten, und noch kindliche Mädchen? Viele der Seelen waren von ehernen Kriegslanzen verwundet, Männer, welche im Kampf gefallen waren, noch mit blutbesudelter Rüstung, so umwandelten sie scharenweise die von Odysseus gegrabene Gruft.

Und was ist es anderes als Zuwachs zu der Welt unserer Sinne, wenn im achten Gesange der Ilias Zeus um die Morgenröte die Unsterblichen zur Versammlung auf die erhabenste Kuppe des vielgezackten Olympos ruft, den Göttern und Göttinnen Troern oder Achäern beizustehen verbietet und sich rühmt, daß er der Mächtigste unter den Göttern sei, mit solchen Worten: Wenn eine goldene Kette oben am Himmel befestigt sei und alle Götter und Göttinnen sich

daran hängen, so werden sie nie Zeus, den Ordner der Welt, vom Himmel auf den Boden hinabziehen. Er aber würde sie leicht selbst mit der Erde und selbst mit dem Meere emporziehen. Ja, das Weltall sollte schwebend in der Höhe an der um das Felsenhaupt des Olympos festgebundenen Kette hängen.

Ist dieses eine andere als die uns bekannte Welt, so sind fürwahr die beiden Welten ein Land.

Die Ähnlichkeit der Gestalten der Sagenwelt mit der bekannten Natur mußte vor der bescheidenen Beschränkung der Menschheit im Wissen auf die Eindrücke der Dinge die Annahme veranlassen und erhalten, die Seelen und Götter seien, wenn nicht von allen wahrgenommen und wahrzunehmen, doch von diesem oder jenem Begünstigten gesehen oder gehört, keineswegs aber durchaus unsichtbar und unhörbar.

In hellen Zeiten, wenn Jahrhunderte vergangen waren, ohne daß die Erscheinung eines Gottes auf Erden bestätigt war, mochten manche sich dafür mit einer Erklärung begnügen, wie sie der Geschichtschreiber Pausanias, der Zeitgenosse des Hadrian, im achten Buche der Beschreibung Griechenlands aufstellt.

Die um sich greifende Bosheit der Welt habe es dahin gebracht, daß die Zeiten nicht mehr wie vor Alters seien, wo Lykaon in einen Wolf und Niobe in einen Stein verwandelt wurde, wo Menschen noch als Gäste an der Tafel der Götter saßen oder wie Herakles selbst zu Göttern erhoben wurden.

So hat die Hypothese von einer Veränderung der Welt dienen müssen, um die Schwierigkeit des Glaubens an alte Wundererzählungen zu heben. Oder man gab den alten Sagen eine der Erfahrung angemessenere Gestalt, so, wenn Plutarch in der Erzählung von Theseus seine nachsichtigen Zuhörer bittet, die altertümliche Geschichte gütig aufzunehmen und ihnen die Versicherung giebt, daß er sie selbst durch Vernunft zu reinigen gesucht habe, damit sie das Ansehen von echter Geschichte erhalte.

Aber auf die Zeiten der Helligkeit, welche den alten Sagen von

dem Zusammenhange des Menschen mit einer anderen Welt den Glauben vorenthielten, folgten wieder dunklere Zeiten; und in jeder Zeit finden sich bei unwissenschaftlichen Menschen „Thatsachen", demjenigen vergleichbar, was von einem heiligen Einsiedler oberhalb Vallombrosa aus dem Jahre 1333 berichtet wird. Dieser hörte in der Nacht vor der großen Überschwemmung des Arnothals in seiner Zelle ein teuflisches Getöse, bekreuzte sich, trat unter die Thür und sah schwarze und schreckliche Reiter in Waffen vorüberjagen. Auf sein Beschwören stand ihm einer davon Rede: „wir gehen und ersäufen die Stadt Florenz um ihrer Sünden willen, wenn Gott es zuläßt".

Nach der Beschränkung im Wissen auf die Eindrücke der Dinge wurde einzigartigen Wahrnehmungen, welche nicht wiederholt und geprüft werden können, der Zugang verwehrt. Nun hieß es:

Nur von der Bahn, wo der Mensch segelt, weiß er: nur die Gedanken, welche die Gegenstände, an denen er vorbeifährt, erwecken, sind sein.

Man mußte versuchen, ob die Ähnlichkeit der anderen Welt mit dieser irdischen Wohnstätte nicht aus einer Abstammung der Vorstellungen von einem uns unzugänglichen Reich aus der uns allein gegebenen Natur zu erklären sei, wobei immerhin durch allerlei Auf- und Ausputz der Schein der Unvergleichlichkeit hervorgebracht sein konnte.

Die Annahme seltnerer, auserwählten Leuten als natürlichen Vermittlern zwischen dieser und einer anderen Welt vorbehaltener Wahrnehmungen neben denen von jedermann hat den menschlichen Geist mit einer unendlichen Menge nicht bestätigter, nichtiger Vorstellungen überschüttet und das Streben nach allgemeingültigem Wissen arg eingeengt. Der Grundsatz, die Sagen der Völker auch von einem anderen als dem uns bekannten Dasein von demjenigen, womit es verglichen werden kann, unter Erwägung der Natur des Menschen, der die Sagen hegt, abzuleiten, hat die Betrachtung und Untersuchung der Sagenwelt eines Volkes zu einer lehrreichen Wissenschaft gemacht, belehrend nicht zwar über den Gegenstand, aber über die Urheber und Pfleger dieser Vorstellungen.

Diese Betrachtungsweise ist mit Ernst und Gründlichkeit erst in trefflichen Werken aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wie in der Geschichte der Civilisation in England von Buckle und besonders in dem hervorragenden Werke von Edward B. Tylor über die Anfänge der Kultur als fruchtbar erwiesen.

Die Voraussetzung derselben ist schon im achtzehnten Jahrhundert von den Denkern, welche sich der Naturforschung anschlossen, wie von David Hume ausgesprochen, dessen Behauptung in der zweiten Abteilung der Untersuchung über den menschlichen Verstand Tylor mit etwas anderen Worten wiederholt. Hume sagt dort, daß alle die schöpferische Kraft der Seele nichts weiter sei als die Fähigkeit, den durch die Sinne und die Erfahrung gewonnenen Stoff zu verbinden, umzustellen, zu vermehren oder zu vermindern. Wenn der ursprüngliche Glaube an Gesichte bevorzugter Seher dem geweckten Zweifel nicht mehr Stand halten kann, so werden die Seher zu schöpferischen Dichtern und ihre Gesichte zu göttlichen Einbildungen.

Von den genannten Schriftstellern hat Buckle auf die Ähnlichkeit zwischen der Natur des Landes, in dem ein Volk lebt, und seiner Sagenwelt aufmerksam gemacht.

Ein Land wie Indien mit der unübersteiglichen schneebedeckten Mauer des Himalaya im Norden, mit seinem das Land weithin überschwemmenden Ganges, mit dem im Rohrdickicht versteckten Tiger, „dem Herrn der Menschen und der Wege", erweckt mehr die Angst der Menschen, regt die Einbildungskraft mehr auf und läßt dem Verstand weniger Spielraum als das mit dem Osten, Süden und Westen in leichter Verbindung stehende Griechenland mit seinen nicht das Drittteil der Höhe des Himalaya erreichenden Bergen, mit seinen ungefährlichen Flüssen, mit seinen wenigen und wenig zu fürchtenden Bestien.

Wir dürfen zweifeln, ob eine Vergötterung sterblicher Menschen wie im griechischen Heroendienst und ein Ort wie der Olymp, der wie die Erde seine Höfe und Paläste, seine Handwerke und seine Berufsgeschäfte, seine Heiraten und Liebesgeschichten hatte, in einem tropischen Lande möglich wäre.

Jedenfalls finden wir in Indien schreckliche Götter als die populärsten, so den Schiwa, ein scheußliches Wesen, welches von Schlangen umgürtet ist. Er hat einen Menschenschädel in der Hand und trägt um den Hals ein Band von Menschenknochen. Aus drei Augen sieht er in die Welt. In ein Tigerfell gehüllt rast er im Lande umher; über seine linke Schulter erhebt die tötliche Cobra di Capella ihr Haupt.

Und wie man durch die andere Welt an die irdische Wohnstätte der Menschen, die diesen Glauben hegen, erinnert wird, so scheinen auch die Bewohner derselben mit denen auf der Erde verwandt zu sein.

Odysseus traf in der Unterwelt Männer, welche im Kampf gefallen waren, noch mit blutbesudelter Rüstung, und bei Indianern Brasiliens hat man den Glauben gefunden, daß die Toten in der anderen Welt verwundet oder in Stücke gehackt ankämen, überhaupt so, wie sie diese Welt verließen.

Jedoch sollen diese Ankömmlinge nicht die Leichen sein, welche die Überlebenden zur Ruhe gebracht haben, sondern nur die Schatten derjenigen, welche mit den Zurückgebliebenen einst geschmaust und gezecht haben. Daß man annahm, es sei von diesen nach dem Tode noch außer dem Leichnam ein ihnen gleich Gestaltetes übrig, darauf konnte schon das Wiedererscheinen der geliebten Toten in den Träumen der Hinterlassenen führen. Die Annahme aber eines Schattens, ungreifbar wie der Hauch des Atems, dessen Anwesenheit im Körper denselben belebe, mit dessen Entweichen der Mensch sterbe, erklärte auf eine unwiderlegliche Weise den Unterschied zwischen einem lebenden und einem toten Körper.

Daß man den Menschen in ihrer Kraft und Schönheit noch mehr als den Schatten vergleichbare Götter als letzte Ursachen aller Vorgänge in der Natur annahm, dazu mußte folgende Beobachtung veranlassen. Das Wollen des Menschen erscheint als einzige Ursache äußerer Vorgänge, der menschlichen Handlungen, wobei wir nicht weiter nach äußeren Ursachen, sondern höchstens nach Gründen scheinen forschen zu können. Gesetzt nun, wir verlangen bei Vorgängen

der Natur nach letzten Ursachen, die uns nicht weiter zu vorhergehenden Umständen treiben, so ist natürlich, daß wir uns erst mit einem Willen zufrieden geben. Hieraus erklärt sich der Hang der Menschen, dem sie sich zuerst ohne Bedenken überlassen haben, leblose Gegenstände als Personen und ihre Bewegungen als Handlungen anzusehen, wie Xerxes den Hellespont, der durch einen Sturm erregt die für den Übergang gebaute Schiffsbrücke zerrissen hatte, peitschen ließ. In demselben Glauben pflegte ein König von Cochinchina noch in neuerer Zeit, wenn eines seiner Schiffe eine schlechte Fahrt gemacht hatte, dasselbe wie jeden anderen Verbrecher in ein Halseisen zu legen.

Hatte man sich eingebildet, daß etwas etwelcher sei, so mußte doch selbst der Wilde durch die widerstreitende Wahrheit der Natur veranlaßt werden, wieder die Person von der Sache zu trennen und über die Gegenstände persönliche Geister zu Herrschern zu erheben, mächtige Geister, die unter den geringeren Geistern waren, was Häuptlinge und Könige unter den Menschen sind, Götter.

Diesen Schritt zur Gottheit scheinen z. B. die nordamerikanischen Indianer gethan zu haben. In den ältesten Zeiten der französischen Kolonisation beschreibt Pater Brebeuf 1636, wie die Huronen die Erde, die Flüsse, die Seen, die gefährlichen Felsen, vor allem aber den Himmel anbeteten, wobei sie glaubten, daß dies alles belebt sei und daß mächtige Dämonen darin wohnen. Er erzählt, wie sie den Himmel direkt mit seinem persönlichen Namen: „Aronhiate" anredeten. So sagten sie, wenn sie Tabak als Opfer ins Feuer warfen und wenn es der Himmel war, dem sie es darbrachten: „Aronhiate! sieh' mein Opfer an, habe Mitleid mit mir, hilf mir!"

Die Vorstellung von dem persönlichen göttlichen Himmel scheint bei diesen Wilden die Grundidee des „Herrn des Himmels", des Himmelsgottes, zu bilden, ja, sie entwickelt sich in dem Großen Geiste, der im Himmel wohnt, sogar zu einem noch allgemeineren Gottheitsbegriff.

So wird der Glaube an Seelen und Götter, an Bajame, den Schöpfer, dessen Stimme der rohe Australier in dem Rollen des

Donners hört, wie an den olympischen Zeus erklärlich, ohne daß wir annehmen, die Gläubigen und ihre Führer, Dichter und Priester, hätten je in eine andere Welt als die uns allen bekannte hineingesehen.

Bei dieser natürlichen Erklärung wird nicht das Dasein einer anderen Welt bestritten; nur bedürfen wir dieser Hypothese nicht, um die einzig vorliegende Thatsache zu erklären, den Glauben des Neuseeländers, daß Maui, der neuseeländische Sonnengott, mit seiner Zauberangel die Insel vom Meeresboden emporgefischt habe, den Glauben der Inder, daß Wischnu in seinem Avatar des Ebers in die Tiefe des Oceans hinabgetaucht sei, um auf seinen riesenhaften Hauern die Erde heraufzuholen.

An die Möglichkeit dieser natürlichen Erklärung können freilich Leute nicht denken, die an die Gegenständlichkeit ihrer Vorstellungen von Geistern nnd Göttern blindlings glauben.

So lange man dieser Überschätzung der Vorstellungen nicht ganz entsagte, sondern nur etwa die gewöhnlichen, alltäglichen Vorstellungen bevorzugte, mußte man, wie z. B. Herodot im ersten Buch der Geschichten, die Sage von der wunderbaren Ernährung des Kyros nach seiner Aussetzung durch eine Hündin durch die Annahme wahrscheinlicher zu machen suchen, daß Kyros durch eine Hirtenfrau namens „Hündin" erzogen worden sei.

Erst wenn der Glaube bescheiden angesehen wird als das, was er zunächst allein ist, als eine Vorstellung des Menschen, haben wir zu willkürlichen Ausdeutungen nicht mehr Veranlassung. Nun ist die wunderbare Geschichte von der Erhaltung des ausgesetzten Kyros ein menschlicher Bericht und wird eingereiht unter die große Zahl von Sagen, in denen ausgesetzte Kinder gerettet werden, um Nationalheroen zu werden.

So wurden, nach der Zusammenstellung bei Tylor, Romulus und Remus ausgesetzt und von einer Wölfin gesäugt; der slavische Volksmund erzählt von der Wölfin und der Bärin, die jene übermenschlichen Zwillinge, Waligora, den Bergwälzer, und Wyrwidab, den Eichenentwurzler, säugten; Deutschland hat seine Sage von Dieterich, der

nach seiner Pflegemutter, der Wölfin, Wolfdieterich hieß; in Indien kehrt dieselbe Episode in den Märchen von Satavahana und der Löwin und von Sing-Baba und der Tigerin wieder. Die Sage erzählt von Burta-Chino, dem Knaben, der in einen See geworfen und von einer Wölfin gerettet ward, um der Gründer des türkischen Reiches zu werden; und selbst die wilden Jurakares in Brasilien erzählen von ihrem göttlichen Heros Tiri, daß er von einem Jaguar gesäugt ward.

Aus der Fabel aber, in welcher Herodot, nachdem er sie „vernunftgemäß" zurecht gemacht hatte, einen Beitrag zur Geschichte des Kyros zu haben wähnte, ist eine Kenntnis gemacht, wertvoll und lehrreich für den Erforscher des Menschen, wie es auch mit der Beziehung derselben auf eine entsprechende Thatsache der Geschichte stehen mag.

Der Gewinn an Belehrung über übernatürliche Dinge wird aber mit dem Preis des Glaubens und der Wirklichkeit, welche der Glaube behauptet, bezahlt. Wenn wir auch nur argwöhnen müssen, daß wir an das Fortbestehen des Schattens eines verstorbenen Freundes einzig glauben, weil die Gestalt desselben im Traume wiedererschienen ist, so muß der Glaube an das Fortbestehen desselben außerhalb des Traumes schwinden. Er verschwindet freilich nur, wenn er in der bisherigen Erklärung bereits vollständig aus dem natürlichen Vorstellungskreis des Menschen erklärt ist.

An der Zulänglichkeit ihrer Erklärung des Glaubens an eine Welt von Geistern und Göttern aus der Natur scheint nun unseren guten Sagenforschern kein Zweifel aufgestiegen zu sein.

Es war zwar längst eine ganz andersartige Erklärung der Vorstellungen, welche mit der gewöhnlichen Natur nicht übereinstimmten, versucht worden, von welcher Art von Auslegungen Tylor an verschiedenen Stellen seines Werkes Beispiele giebt.

Nach der Sage der Griechen wurde Perseus von dem König Polydektes, der die Mutter des Perseus, Danae, ganz in seine Gewalt bekommen wollte, beauftragt, das Haupt der Gorgo Meduſa zu

holen. Perseus wurde von Hermes mit einer Sichel, von Athene mit einem Spiegel ausgerüstet und erhielt noch von Nymphen Flügelschuhe, eine Tasche und den unsichtbarmachenden Helm des Hades. So gerüstet kam er zu den Gorgonen. Er traf sie schlafend; da ihr Anblick versteinerte, so schlug er der Meduſa den Kopf ab, indem er ihr Bild in dem Spiegel der Athene anschaute, und verbarg ihn in der Tasche der Nymphen. Von den beiden andern Gorgonen verfolgt, floh er, durch den Helm des Hades geschützt. Dieser Perseus gilt nun dem Baco von Verulam in seiner „Weisheit der Alten" als Symbol des Krieges; wenn er von den drei Gorgonen nur die sterbliche angreife, so bedeute dies, daß man nur ausführbare Kriege versuchen soll.

Aber hat Tylor nicht Recht, wenn er meint, daß wir aus der Sage von Perseus noch ganz andere Gedankengänge entwickeln könnten? Wenn z. B., meint er, vornehmlich Volkswirtschaft für den Augenblick unsere Gedanken beschäftigt, so mögen wir im vollen Ernst die Erzählung von Perseus als eine Allegorie des Handels auslegen: Perseus selbst ist die Arbeit, er findet Andromeda, den Vorteil, gefesselt und nahe daran, von dem Ungeheuer Kapital verschlungen zu werden; er befreit sie und führt sie im Triumph von dannen.

So also hätten wir zu verstehen, was die Sage weiter berichtet: Perseus kam auf der Flucht nach Äthiopien, fand Andromeda, Tochter des Königs Kepheus, gefesselt an einen Felsen und bedroht, einem von Poseidon gesendeten Meerungeheuer vorgeworfen zu werden.

Diese Erklärung der Sage nicht aus der Natur, ohne Beachtung des Zusammenhanges, in welchem wir dieselbe bei den Griechen antreffen, ohne Heranziehung ähnlicher Sagen anderer Völker, aus dem bloßen Denken des Betrachtenden und aus dem, was diesem gültig erscheint, mochte Tylor als wertlos verurteilen; aber selbst mißlungene und verwerfliche Versuche einer Erklärung ganz anderer Art hätten mindestens das Nachdenken darauf richten sollen, ob die von dem Naturforscher gelieferte Ableitung aus Vorstellungen von der Natur den Glauben vollständig erkläre.

Zugegeben, daß die Abstammung der Vorstellungen von Geistern und Göttern, an welche geglaubt wird, aus der Natur nachgewiesen ist, der Glaube an das Dasein von Gegenständen dieser Vorstellungen ist damit noch nicht erklärt.

Der Naturforscher aber, der auf seinem Standpunkte sich vergegenwärtigt, was der Soldat, der sich nicht wie der Forscher auf Eindrücke der Dinge eingeschränkt weiß, annehmen muß, findet in der bisherigen wissenschaftlichen Mythologie etwas Wesentliches gar nicht beachtet. Er vermißt das mit aller bekannten Natur Unvergleichliche, welches der Soldat, über das Wahrnehmbare hinausgehend, denken und als durch Beobachtung weder widerlegbar noch beweisbar annehmen muß.

Wie viel Götzenbilder nun auch die der Naturforschung sich anschließenden Sagenforscher in diesem wie die englischen und französischen Denker des achtzehnten Jahrhunderts zertrümmert haben, sie ließen immer unangetastet dasjenige stehen, was als Stange der Soldat immer wieder mit irgend welchen Lappen und Lumpen irgend woher behängen muß, um sich dasselbe mit derjenigen Bestimmtheit und Klarheit, die unsere Vorstellungen von Pflanzen, Tieren und Menschen auszeichnet, vorstellen zu können.

Die Sagenforscher, welche nicht bis zu dem Glauben an die Gegenstände der Vorstellungen, deren Zusammenhang mit gewohnten Vorstellungen von der Natur ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, vordrangen, verzichteten auf die tiefste Begründung der Mythologie in der Natur des Menschen, welche sie zu suchen doch vorgaben, damit auf die Vollendung dieser Wissenschaft und vielleicht auf etwas noch Wertvolleres als Mythologie.

Das mit allem Gegebenen und Bekannten Unvergleichbare muß sich in derselben Sagenwelt finden, die wir soeben verlassen haben. Wie der menschliche Leib das Skelet verbirgt und verrät, so die Sagenwelt das mit allem Gegebenen und Bekannten Unvergleichbare. Das Skelet des Menschen würde aber bis heute unbekannt sein, wenn man auf das Erraten eingeschränkt geblieben wäre.

Man hat nun zwar die Sagenwelt verschiedener Völker verglichen und eine Gleichartigkeit der darin vorkommenden Gegenstände, ja, eine

Einförmigkeit in der Entwicklung der Vorstellungen über diese Gegenstände bei aller äußeren Mannigfaltigkeit und Buntscheckigkeit wahrgenommen, daß im Gegensatz zu der früher herrschenden Meinung uns die Sage gleichförmiger als die Geschichte erscheint; auch dies eine Bestätigung der Behauptung, daß es nirgend toller als in der Welt zugehe.

Wir lernten diese Gleichförmigkeit bereits an Überlieferungen der Völker kennen, in denen ausgesetzte Kinder gerettet werden, um Nationalheroen zu werden. Und überall findet sich der Glaube an geistige Wesen, welche der Vorstellung des Menschen von seiner eigenen Seele so ähnlich sind, daß sie danach gebildet scheinen.

Durch eine natürliche Erweiterung der Lehre von menschlichen Schatten wird den Tieren, den Bäumen und Pflanzen, endlich leblosen Gegenständen eine Seele zugewiesen, so daß die ganze Natur beseelt und belebt erscheint. Die Unterscheidung von Seelen und Göttern aber weist vielleicht auf Unterschiede in demjenigen, welches mit nichts Bekanntem verglichen werden kann, aber auf welche? Was sollen wir etwa aus der Thatsache schließen, daß die Götter als kraftvolle, glänzende Urbilder des Menschen erscheinen, von dem die Seelen nur Schatten sind?

Mehr als die Beschäftigung mit der überlieferten Sagenwelt lehrt den Naturforscher über das Gesuchte vielleicht die Aufmerksamkeit auf dasjenige, was er seit seiner Beschränkung auf das Wahrgenommene, welche mit dem Ergreifen seines wissenschaftlichen Berufes zusammenfallen sollte, nicht weiß, obgleich er einst als Knabe sehr viel darüber zu sagen wußte.

Es ist ein wahres Wort, daß das Kind der Vater des Mannes ist. Aber wenn dieser Mann Naturforscher ist, so hat der Grundsatz der Einschränkung auf das durch Wahrnehmung Bestätigte eine neue Kindheit eingeleitet, in der er umlernt.

Die Südaustralier sagen von einem Bewußtlosen ebenso ohne Beweis: er sei ohne Seele, wie vorher von dem seiner Mächtigen: er habe eine Seele, und Pythagoras soll sogar nach Porphyrius be-

hauptet haben: „Der Ton, den ein geschlagenes Metall von sich giebt ist die Stimme eines bestimmten Dämons, der darin enthalten ist."

Der Physiker Lichtenberg dagegen, der Zeit- und Geistesgenosse Kants, verzichtet nicht nur auf derartige bloß ersonnene Annahmen, er trägt den Zweifel weiter, wenn er bemerkt: in allen Sprachen sagt man: „ich denke, ich fühle, ich atme, ich habe Schläge bekommen und ich vergleiche, ich erinnere mich der Farbe und ich erinnere mich des Satzes. Das, was sich in uns des Satzes, und das, was sich der Farbe erinnert, sind vielleicht ebensowenig einerlei wie das, was die Schläge bekommt, und das, was vergleicht."

Der wilde Eingeborne Brasiliens schlägt den Pfeil, der ihn verwundet hat, als wäre das Heranfliegen desselben des Pfeiles Wille, nicht ein anderwärts begründetes Ereignis. Er bedenkt nicht, was schon ein Betschuanenhäuptling dem afrikanischen Missionar Casalis aussprach: Ein Ereignis ist immer das Kind eines anderen, und wir dürfen niemals die Abkunft vergessen. Jeder Laufjunge meint, wenn er mit Willen einen Stein ins Fenster eines Hauses warf, er habe dies eben so wohl nicht wollen und unterlassen können.

Lichtenberg fragte: wie sind wohl die Menschen zu dem Begriff von Freiheit gekommen? Es war ein großer Gedanke.

In eine Schulstube auf dem Dorfe hineinhorchend würden wir vielleicht hören: Gott hat mich geschaffen samt allen Kreaturen, Gott ist ein einig göttlich Wesen, Schöpfer und Erhalter aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge.

Wenn der Junge aus der Dorfschule danach auf der Bank des physiologischen Hörsaals der Universität sitzt, so hat er eine Welt von bestimmten Gegenständen im Sinne; er kann nicht anders als denken, daß ein für Experimente bestimmtes weißes Kaninchen vor ihm, weil von dieser Farbe, nicht zugleich nicht weiß sein könne; er mag nicht unterlassen können, beim Anblick dieses Kaninchens, bei der Vorstellung der Welt von Gegenständen genau bestimmter Form und Farbe den Gedanken eines nicht so beschränkten Gegenstandes, eines Inbegriffs, der Weißes und Nicht-weißes umschließt, zu fassen.

Aber er vermag als Naturforscher nicht mehr von der bestimmten und beschränkten Natur zu dem Gedanken eines Allumfassenden, eines Denkenden, eines Gottes als Ursache überzugehen. Als ein Denkendes müßte er sie vorstellen, da er nur sein Denken als ein eine Welt Umfassendes kennt.

Vielmehr wird er mit Lichtenberg fragen: Ist denn wohl unser Begriff von Gott etwas Anderes als personificierte Unbegreiflichkeit?

So konnte ein Mann wie Lichtenberg die Naturlehre mit ihrer Einschränkung auf das Wahrgenommene als eine Art von Tilgungsfonds für die Religion ansehen, wenn die vorwitzige Vernunft Schulden gemacht hatte.

Der Naturforscher sieht sich auf eine Welt von Gegenständen bestimmter, aber beschränkter Beschaffenheit, in der, genau betrachtet, kein Blatt dem anderen ganz gleich ist, eingeschränkt, auf Zustände und Ereignisse als Kinder vorhergehender, deren Eltern er vielleicht noch kennt, nicht die Voreltern, auf innere Zustände und Thätigkeiten des Fühlens und Wollens, des Vorstellens und Denkens. Diese Zustände mag er auch einem Gegenstande als Beschaffenheiten zuschreiben, was aber weiß er von diesem Gegenstand?

Er hat jedoch von allem dem, wovon er jetzt nichts weiß, damals, als ihm die Natur noch unbekannt und wie mit einem Schleier überdeckt war, gewußt. Und sofern er sich nicht auf die Eindrücke, welche unbekannte Gegenstände machen, beschränkt glaubt, sondern mit dem Soldaten diese selbst in allem, was er wahrnimmt, zu ergreifen meint, muß er auch jetzt noch etwas ganz anderes denken, als er zu erkennen sich bewußt ist. Sofern aber diese Welt, die er mit Händen greift und mit Augen sieht, nach der Ansicht des Menschen die Sache selbst ist, muß ihm alles, was er als vorhanden denken muß, wenn irgendwo, hier vorhanden sein. Oder es ist nichts. Dann aber sind die Zustände des Fühlens und Vorstellens nicht etwa nur Anzeichen eines unbekannten Gegenstandes, sondern ich erkenne ihn selbst jedes Mal, wenn ich mir bewußt bin: ich denke, ich fühle, ich atme.

Lichtenberg, der Physiker, bezweifelte, daß der Vorstellung ich

immer derselbe Gegenstand bei demselben Menschen entspreche, Lichtenberg, der Göttinger Bürger, hatte keinen vernünftigen Grund, für das ich, welches er in gleicher Weise beim Denken wie beim Spazierengehen hinzudachte, in gleicher Weise in beiden Fällen zu erkennen meinen mußte, einen verschiedenen Gegenstand anzunehmen.

Nun können wir uns nicht mehr auf ein Ereignis und auf die Eltern dieses Ereignisses eingeschränkt dünken, sondern, sofern alles Vorhandene hier vorhanden und gegeben ist, sind letzte begründende Umstände als hier oder gar nicht vorhanden anzunehmen.

Finden wir aber nicht in der Reihe der Voreltern des Ereignisses solche, welche als Ureltern angesehen werden können, so müssen wir das Vorhandensein unsichtbarer letzter Ursprünge der sichtbaren Ereignisse, ohne die Beobachtung derselben abzuwarten, voraussetzen.

Der Soldat kann nur in seinem Willen das Vaterlose gefunden zu haben meinen, dessen Ursprünglichkeit jedoch für den Physiker Lichtenberg „ein Gedenkbares, nicht ein Erkennbares" ist.

Nun können wir uns endlich nicht auf die bestimmten beschränkten Beschaffenheiten dieser Welt, die wir wahrnehmen, einschränken, sondern, sofern nichts außer dieser wahrnehmbaren Welt vorhanden ist, muß sie nicht nur alles Wahrgenommene, sondern alles Denkbare sein, sichtbar, aber auch unsichtbar, hell, aber auch nicht hell. Da nun die Palme wie das Kamel und die Planeten mit allen Pflanzen, Tieren und Menschen, die auf ihnen gefunden werden mögen, nicht dieser Inbegriff aller denkbaren entgegengesetzten Eigenschaften sind, sondern immer nur ein dieses oder ein jenes, so kann dieser Inbegriff, wenn vorhanden, nur etwas, das dieser bekannten Welt, jedem einzelnen Teile und dem Ganzen, zu Grunde liegt, sein, ein alles Hervorbringendes, ein alles in sich Zurückschlingendes.

Nur sind das Selbst und der in Bewegung setzende Wille des Menschen und die allumfassende Natur für den Naturforscher, der zwischen Denken und Erkennen einen Unterschied zu machen gelernt hat, aus erkennbaren allein denkbare, von allem zu Erkennenden verschiedene Dinge geworden.

Aber der Naturforscher sieht zugleich ein, daß der Soldat, der nicht durch jahrelange mühsame Gewöhnung dazu erzogen ist, den Unterschied zwischen Erkennen und Denken zu machen, dasjenige, was er denkt, als vorhanden nnd dann auch als erkennbar behaupten muß.

Nun denke man, daß einem jungen Bewohner der Gesellschafts-inseln durch Menschen, denen er Vertrauen zu schenken gewohnt ist, folgende Sage zu Ohren kommt: „Er war; Taaroa war sein Name; er wohnte im Leeren; keine Erde, kein Himmel, keine Menschen; Taaroa ruft, aber nichts antwortet; und allein existierend wurde er das Weltall. Die Pfähle sind Taaroa; die Felsen sind Taaroa; die Sandbänke sind Taaroa; so hat er sich selbst genannt". Muß der Wilde nicht meinen, eine Bestätigung des Gedankens einer unbegreif-lichen allumfassenden persönlichen Ursache aller Dinge zu hören und den unbestimmten Gedanken gern in dieser faßlicheren Form hegen?

Und wenn die Bauern in Tyrol sich sagen, daß die Seele eines guten Menschen bei seinem Tode als eine kleine weiße Wolke aus seinem Munde gegangen sei, muß nicht der Junge, der dabei steht, dies als einen Beweis für die Wirklichkeit des Gegenstandes, den er bisher nur unbestimmt denken konnte, mit Begierde auffassen, fest-halten und sich nicht leicht wieder entreißen lassen?

Die unbestimmten Gedanken treten mit dieser Verbildlichung in die Reihe der wirklichen Dinge als die gesuchten letzten Gründe: die kleine weiße Wolke der Erscheinungen des Lebens und Sterbens, des Wachens und Schlafens des Menschen, Taaroa aller Erscheinungen der Welt. Es müßte der junge Wilde schon sich klar gemacht haben, daß die kleine weiße Wolke mit einem Däumling, der Däumling mit einem Schatten so groß wie ein Mensch vertauscht werden kann, ohne daß weniger für die Erklärung geleistet wird, um alle diese Bilder von sich abzuwehren und allein die Erscheinungen des Todes, des Schlafes, des Wachens ins Auge zu fassen und unbeirrt durch Bilder bis auf den Grund derselben zu dringen. Aber wenn man noch im neunzehnten Jahrhundert das Gewicht einer menschlichen Seele auf drei bis vier Unzen angeblich berechnet hat, wie kann man diese

Zügelung der Einbildungskraft zu Gunsten der Eindrücke der Dinge auf die Sinne von einem Wilden erwarten, dessen Landsleute vielleicht in einem jährlich wiederkehrenden Scheinkampf die Luft peitschen, um die Seelen zu verscheuchen, welche der Tod seit vergangenem Jahre in Freiheit gesetzt hat, wie von den Ureinwohnern von Queensland erzählt wird?

Wir fassen das Ergebnis der bisherigen Erörterungen zusammen:

Die Vorstellungen von Geistern und Göttern scheinen den Zusammenhang des Menschen mit einer anderen Welt als der Natur, in der er lebt, zu verbürgen. Aber sie tragen so sehr die Züge der uns vertrauten Natur, daß wir nicht umhin können, sie als Kinder dieser Mutter anzusehen.

Die von den Naturforschern vernachlässigte Frage nach dem Vater des Glaubens an das Dasein von Gegenständen dieser Vorstellungen hat uns auf das Vorurteil des unabhängigen Daseins der Sinnenwelt geführt, welches aller unserer Wahrnehmung zu Grunde liegt und über alles Wahrnehmbare wieder hinaustreibt.

Aber wie können jene Bilder diesen Gedanken gleichgesetzt werden? Herakles und der Affe? Dies würde nicht geschehen ohne die Schwäche des Menschen für das Sinnlich-Wahrnehmbare, das Nächste, und den aus dieser Vorliebe hervorgehenden Drang nach der ersten besten Verwirklichung der unbegreiflichen Gedanken. Nachdem aber die Vorliebe für das Sinnlich-Wahrnehmbare in dem Naturforscher zur Besinnung gelangt ist, erkennt sie die Unvernunft dieses Dranges, welcher die Menschheit mit Steinen der Märchen statt mit dem Brot der Wissenschaft gespeist hat.

Von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Stufe zu Stufe der Civilisation mächtiger werdend, hat das Verlangen nach wirklicher, unbefangener Benutzung und Ausbeutung des den Sinnen Gegebenen die Bastarde des Denkens und der Wahrnehmung immer mehr zurückgedrängt und eingeschränkt. Auf der niedersten Stufe der Bildung bei den Wilden finden wir den Glauben an eine Geisterseele tief eingewurzelt, welche, so lange sie im Leibe ist, das Leben des Menschen

bedingt und außerhalb des Leibes in Träumen und Visionen erscheint. Zuerst werden auch den Tieren Seelen zugewiesen, dann folgen in unbestimmterer Weise Seelen von Bäumen und Pflanzen, die Seelen von leblosen Gegenständen dehnen die allgemeine Kategorie bis zu ihren äußersten Grenzen aus. Aber mit zunehmenden Kenntnissen von der Natur beginnt der Verfall der Seelenlehre. Nach einander schwindet der Glaube an Pflanzenseelen, an Tierseelen, endlich wird nur noch für den Menschen eine Seele behauptet.

Aber auch sie hat ihre einstige ätherische Beschaffenheit aufgeben müssen und ist eine immaterielle Wesenheit geworden, „der Schatten eines Schattens".

Auch diesen vernichtet die Besinnung auf dem Standpunkte des Naturforschers, die Philosophie, welche den Glauben an die Gegenstände der Vorstellungen von Geistern und Göttern durch Zurückführung auf sein Original in der menschlichen Vernunft und durch Nachweis der Verschiedenheit von Bild und Gedanken entwurzelt. Die Zurückführung der Vorstellungen von Göttern und Geistern auf ihre Vorbilder in der Natur vermochte diesen Glauben nur zu erschüttern.

Bevor der Glaube selbst erklärt war, mußte es bei einem bloßen Versuch der Reinigung des Geistes von allem Wahn verbleiben. Der deutsche Professor der Theologie muß wie der Südaustralier ohne die letzte gründlichste Besinnung, die der Philosophie, für den ihn besitzenden Glauben an einen Gegenstand aller inneren Zustände seiner selbst nach einer Versinnlichung und Verwirklichung suchen. Gesetzt, daß ihm in seinem Bestreben, allen möglichen Fragen und Angriffen zudringlicher Naturforscher zu entgehen, selbst der Geistesbegriff der amerikanischen „Spiritualisten" unseres Jahrhunderts nicht genügt, so ist, was er sucht und wobei er sich endlich beruhigen muß, immer ein Geschwister dessen, was der Indianer verehrt, der „Schatten eines Schattens."

Jackson Davis aber, ein Haupt der amerikanischen Spiritualisten, leichter zufriedengestellt oder anmaßender, erklärt 1851 in seiner Philosophie des Geisterverkehrs: „ein Geist ist keine immaterielle

Substanz; im Gegenteil ist der Geisterorganismus aus Materie zusammengesetzt . . . in einem sehr hohen Grade der Läuterung und Verdünnung."

Erst infolge der Besinnung der Philosophie wird das Band durchschnitten, welches die Gedanken des Forschers der Gegenwart mit dem Aberglauben des Wilden verknüpft.

Wie erscheint uns nun am Schluß der Lehre von der Erklärung und von der Beurteilung der herkömmlichen natürlichen Mythologie die englisch-französische Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, die doch erst im neunzehnten Jahrhundert bei denselben Völkern durch Männer wie den Philosophen August Comte, wie die Geschichtsforscher Buckle und Tylor zur Vollendung gebracht ist, verglichen mit der von dem Deutschen Kant am Ende des achtzehnten Jahrhunderts begründeten Aufklärung? Jene gleicht einem Kinde, das sich freut, der Schlange des Aberglaubens unversehens wieder einen Kopf abgeschlagen zu haben und sich nicht darum kümmert, daß an Stelle des einen abgeschlagenen sofort zwei nachwachsen. Kant brachte den glühend gemachten Baumstamm zum Ausbrennen des Halsstumpfes, er sollte der Herkules am Aberglauben werden, der Herkules des Glaubens.

Soll es in Zukunft noch Vorstellungen von dem Unvergleichlichen, zu welchem das Denken des Menschen über die Natur hinaus sich zu erheben nicht unterlassen kann, geben, so dürfen diese doch nicht wie die bisherige den Sinnen sich aufdrängende Mythologie die Züge der Natur tragen. Einst zogen die skandinavischen Krieger an jedem Morgen von Walhall zum Kampfe aus, zerhieben einander auf der Ebene Odins, bis die Toten wie in irdischer Schlacht aufgelesen waren und beim Herannahen der Mahlzeit alle, Sieger und Erschlagene, ihre Pferde bestiegen und nach Hause ritten, um von dem ewigen Eber zu essen und Meth und Bier mit den Asen zu trinken. Die Menschen, welche diesen Glauben hegten, sind hingegangen, mit ihnen ihr Glaube, beide auf Nimmerwiederkehr.

Was aber soll aus dem Drang des Wilden werden, die Verwirklichung der Notwendigkeiten des Denkens in der Natur zu finden?

Dieser Drang ist, wie die ganze bisherige Mythologie aller Zeiten und Völker beweist, dem Menschen natürlich; ihn auszurotten würde ein vergebliches Bemühen sein und als Vernichtung eines Natürlichen nicht einmal ein vernünftiges. Glücklicherweise hat er längst seinen Meister gefunden, der ihn in die Schule genommen hat, an den großen Arbeitern der Naturwissenschaft von Kopernikus bis auf Newton und Alexander von Humboldt.

Anhebend in der Naturbetrachtung mit den Wilden von den Eindrücken der Dinge auf die menschlichen Sinne und aufhörend wie nicht die Wilden mit den Eindrücken der Dinge auf die menschlichen Sinne, haben sie sich durch den Gedanken des Wilden treiben lassen, über die Eindrücke, das Nächste, zu Gesetzen der Eindrücke und über die Gesetze hinaus zu Prinzipien als Inbegriffen unzähliger Gesetze aufzusteigen. Während der Wilde aber mit einem Riesensprunge vom Nächsten zum Entferntesten gelangte, vom Eindruck der Sinne zu der Spitze des Gedankens, ohne ferner zurück noch vorwärts zu können, steigen sie noch immer auf und nieder, und man weiß nicht, wohin sie noch gelangen. Alexander von Humboldt konnte bereits im Kosmos versuchen, durch sorgfältigste Behandlung des Einzelnen in der Natur sich eine Einsicht in die inneren Kräfte zu verschaffen, welche das Ganze der Natur bewegen und beleben. Eine Bewährung aber der Möglichkeit, dieses Ziel zu erreichen, ist in der Entdeckung derjenigen Kraft durch Newton gegeben, welche den Stein zur Erde zieht und den Mond auf seiner Bahn erhält.

Vom Zustande der Wildheit, wie ihn uns noch die mitlebenden wilden Völker darstellen, ging die Entwickelung der Menschheit aus, und die Bilder der wilden Mythologie mußten, wenn man sich der Besinnung der naturwissenschaftlichen Philosophie nicht unterwarf, wie schattenhaft sie aus Angst vor der Naturforschung auch wurden, ihr Dasein bis in die heutige Theologie und die ihr dienende Schulphilosophie hinein fristen.

Die sinnliche Mythologie ist nun durch Naturwissenschaft und Philosophie vernichtet; jedes Menschenkind aber lebt noch einmal das

Zeitalter der Wildheit, aber, wenn die Menschheit von Wissenschaft und Philosophie Gebrauch macht, so wird das Kind nicht wie früher ein Schüler der Mythologen und Dichter, sondern derjenigen Wilden, welche die Schwäche des Menschen für das Sinnlich-Nächste in eine Stärke zu verwandeln verstanden haben, der Naturforscher. Der Anleitung zur Thätigkeit geht voran die Bekanntmachung mit dem Schauplatz des künftigen Wirkens und Schaffens und die Unterweisung, wie man sich tüchtige Kenntnis desselben verschaffen kann. So deuten wir das Wort Lichtenbergs: Wenn es einmal in der Welt keine Wilden mehr giebt, so ist es um uns geschehen.

Aber wenn auch der Mensch Wilder ist und bleibt, so ist er doch nicht dazu bestimmt, in allen Stücken auf der Stufe selbst der besonnensten und gebildetsten Wildheit zu verharren.

Tylor macht die Bemerkung, daß die philosophischen Systeme, welche vom klassischen Altertume bis zur Neuzeit den Glauben an ein zukünftiges Dasein verwerfen, auf einem Umwege wieder zu dem Ausgangspunkte zurückgelangt seien, den die rohesten Menschenracen vielleicht niemals verlassen haben. Wenigstens liege die Lehre von der künftigen Vergeltung dem Glauben der Menschen an den beiden Enden der Kultur gleich fern.

Der Naturforscher, der für die Begründung wahren, probehaltigen Wissens von der Natur die Eindrücke der Dinge und deren Ausbeutung einzig zu schätzen durch bittere Erfahrungen von Jahrtausenden belehrt ist, mag nicht unterlassen können, eine Zeitlang selbst bei den Lehren der Wilden, welche unter der Herrschaft der Eindrücke standen und ihrer Macht wehrlos erlagen, zu verharren. Von dem rohen Wilden aber unterscheidet den Wilden unter der Zucht der Besinnung die Einsicht, daß es nur Eindrücke der Dinge sind, denen er seine Gedanken und Vorurteile unterwirft; die Dinge selbst sind ihm unbekannt. Er könnte also mit Aufrichtigkeit Ansichten der Natur nach Vollendung der Naturwissenschaft nicht mehr als vor den Anfängen derselben für Ansichten von den Dingen selbst halten.

Konnte nun jene Sage der Gesellschaftsinsulaner von Taaroa

wegen ihrer Ähnlichkeit mit Naturerscheinungen von dem Wilden selbst nur als eine Aussage über die Natur betrachtet werden, so mußte sie ihm doch bei der geringsten Besinnung mehr sein als Naturlehre: ein Bild dessen, was Menschen unzugänglich ist, der Sache selbst.

Der Naturforscher aber muß die Sage von Taaroa als Glaubenslehre nicht weniger bekämpfen denn als Naturwissenschaft, da er zu Gunsten seines Berufes nur solche Vorstellungen von den unbekannten Dingen selbst zulassen kann, welche nie mit Naturlehre streiten noch mit ihr verwechselt werden können. Besinnt er sich andererseits als Philosoph auf dasjenige, was der Soldat unter seinem Vorurteil über die Beschaffenheit der Natur, alles Wahrnehmbare hinter sich lassend und über die Natur hinausgehend, denken muß, so können auch diese Gedankendinge nur etwas mit aller Natur Unvergleichbares sein.

Sollen aber Wissenschaft und Philosophie der Schwäche des Menschen, welcher einer faßlichen Gestalt des Unvergleichlichen nicht entbehren kann, sich unterordnen?

Wohl ist es ein berechtigtes Verlangen des Menschen, daß die Schwäche von jedermann von den Denkern nicht hochmütig verachtet werde.

Wie, wenn nun jedem: Naturforscher, Philosophen und Menschen sein Anspruch erfüllt werden könnte, so daß alle in Frieden neben einander ihren Geschäften nachgehen?

Lichtenberg sagt: „ich fühle mich — sind zwei Gegenstände". Ich unterscheide von dem mannigfaltigen Inhalt des Bewußtseins, zu dem alle inneren Zustände meiner selbst gehören, das Bewußtsein selbst, welches die wechselnden Zustände des Vorstellens, Fühlens, Wollens zusammenfaßt, von diesem mannigfaltigen Inhalt verschieden wie das Zusammenfassende von dem Zusammengefaßten. Wir würden aber nicht von einem Ich zu reden auch nur meinen können, wenn wir nicht auf beide Ich nur schlössen.

Der Naturforscher müßte nun zwar als einen seiner Forschung gefährlichen Wahn bekämpfen, wenn wir unser Selbst, von dem wir

nur die inneren Zustände und das Bewußtsein derselben kennen, mit den Hindus und der deutschen Volkssage als ein kleines menschliches Bild, als eine Art Däumling uns vorstellen wollten.

Der Naturforscher müßte noch mehr als gegen die kindlichen Träume der Sage sich gegen die Ausgeburten von Köpfen auflehnen, welche der strengen Wissenschaft Trotz bieten: gegen den feinen, sehr geläuterten und verdünnten Seelenstoff — vermutlich eine Art Dunst — von ein paar Unzen Gewicht der modernen Geisterseher, welcher noch leichter zu sein scheint als der Geist einer alten Frau, den der Kuhhirt David Hunter aufhob und meinte, er fühle sich so leicht an, als habe er einen Sack voll Federn im Arm.

Was aber kann der Naturforscher dagegen haben, wenn wir das unbekannte Selbst in der Vorstellung „ich" auffassen und so bezeichnen wollen?

In diesem Falle wird ein unbekannter Gegenstand durch ein bloß Erschlossenes und mit allem Gegebenen Unvergleichbares angezeigt, welches aber deshalb auch nie mit Ergebnissen der Erforschung äußerer und innerer Zustände in Widerspruch geraten kann.

Freilich, ob es dem an die weiße Wolke oder an den sehr verdünnten Seelenstoff von Jackson Davis Gewöhnten genügen wird, sagen zu dürfen: ich bin ich, und ich bin keine Wasserflasche?

Der Naturforscher wird nur eins beachtet wissen wollen, daß ich nicht nur zum Bewußtsein, sondern auch zu demjenigen, dessen ich mir bewußt bin, ein dem entsprechendes ich erschließe: freilich ich denke, aber ich fühle auch und ich gehe auch zuweilen spazieren.

Aber damit noch nicht zufrieden, muß der Naturforscher verlangen, daß man ihm erlaube, die Erscheinungen des Lebens und Denkens, der Sinnesempfindungen und des Verstandes, der Gemütserregungen und des Willens auf Grundlage der reinen Erfahrung zu erörtern und eine Seelenlehre ohne Seele auszubilden.

Lichtenberg sagt: „wir wissen mit weit mehr Deutlichkeit, daß unser Wille frei ist, als daß alles, was geschieht, eine Ursache haben müsse." Aber es kann bestritten werden, daß das Wollen des Men-

schen vor den Zuständen der äußeren Natur, die jeder auf einen früheren Zustand, aus dem sie hervorgegangen sind, zurückweisen, sich durch Ursprünglichkeit auszeichne. Schopenhauer hat verfügt: „die Einsicht in die strenge Notwendigkeit der menschlichen Handlungen ist die Grenzlinie, welche die philosophischen Köpfe von den anderen scheidet.“ Ein jetzt lebender Schriftsteller preist diese „mächtige Einsicht“ und fügt wie zur Bekräftigung hinzu: „wir sind im Gefängnis, frei können wir uns nur träumen, nicht machen.“

Wäre nun die Ursprünglichkeit des Wollens nicht ein Schluß, sondern ein Gegebenes, so wären diese Gegner durch Hinweis auf die Thatsache leicht zum Schweigen zu bringen.

Lichtenberg hätte sich also vorsichtiger und richtiger so ausgedrückt: wir denken mit weit mehr Deutlichkeit, daß wir einen Willen haben u. s. w.

Eine mächtige Unterstützung ist den Verfechtern der Abhängigkeit des Willens von vorhergehenden Zuständen durch die Statistik zuteil geworden, welche auf früher vernachlässigte Thatsachen hingewiesen hat.

Es ist festgestellt, daß alle Jahr die nämliche Anzahl Briefschreiber die Aufschrift zu machen vergißt;. man hat ein inniges Verhältnis zwischen dem Preise der Lebensmittel, dem Stand der Arbeitslöhne und der Anzahl der Heiraten nachgewiesen; in London schwanken die jährlichen Selbstmorde unter dem Drucke zeitweiliger Ursachen zwischen 266, der höchsten, und 213, der niedrigsten Zahl.

Auf solche Thatsachen erkühnt sich Buckle das Gesetz zu bauen: in einem bestimmten Zustande der Gesellschaft muß eine gewisse Anzahl Menschen ihrem Leben selbst ein Ende machen. Schon vor ihm hat Quetelet in der Erwägung der Macht der Umstände über den Menschen die Behauptung gewagt: „die Gesellschaft bereitet das Verbrechen vor, und der Verbrecher ist nur das Werkzeug, das es vollzieht.“

Nun geht in der That aus solchen Thatsachen hervor, daß gegen unsere Erwartung die Menschen einer wie der andere sind, von gleichen natürlichen Einflüssen zu gleichen Handlungen getrieben und gleich

den Wilden der Macht des auf sie Eindringenden erliegend mehr, als jeder meint.

So wird durch die merkwürdigen Thatsachen der Statistik bestätigt, daß die Ursprünglichkeit des menschlichen Wollens nur ein Gedanke ist; der Mensch ist frei wie der Hund im Brunnen.

Der Naturforscher, dem als Historiker an der Ableitung der menschlichen Handlungen aus Zuständen der Natur gelegen sein muß, würde die Ableugnung der nachgewiesenen Abhängigkeit alles menschlichen Thuns und Lassens von Naturzuständen nicht gut heißen dürfen. Er kann nichts dagegen haben, wenn behauptet wird: Wer die Aufschrift eines Briefes versäumte, hat von dem möglichen Denken, welches anders bestimmt hätte, nicht Gebrauch gemacht, er hat, durch Eilfertigkeit bestimmt, das Unterlassen zugelassen und gewollt. Der Gedanke dieses Willens, eines mit allem uns Bekannten unvergleichbaren bestimmenden Denkens des gleichfalls unvergleichbaren Ich, dessen Vertretung und Beherrschung im Falle des Versäumens der Aufschrift der Mensch Eilfertigkeit und Trägheit sich anmaßen ließ, gefährdet, ja kümmert den Naturforscher nicht.

Tylor führt mit einiger Verwunderung an, daß die Ansicht, das menschliche Wollen und Handeln sei bestimmten Gesetzen unterworfen, in Betrachtung der Vergangenheit und in Berechnungen für die Zukunft von eben den Leuten anerkannt und vertreten werde, welche sich ihr aufs Entschiedenste widersetzen, wenn man sie als ein allgemeines Prinzip aufstellen will, und klagen, daß sie den freien Willen des Menschen aufhebe, sein Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit vernichte und ihn zu einer seelenlosen Maschine erniedrige.

Diese Leute haben Recht, daß sie den Gedanken des Willens nicht aufgeben wollen; aber sie haben auch Recht, daß sie verständig Gedanken und Wirklichkeit unterscheiden und die bekannten Gesetze der Wirklichkeit beachten.

Faßlicher zwar, aber auf Kosten der Naturwahrheit, ist der Satz des Wilden: „ich will, und jede That, bei der ich bei mir war, ist mein Wille.“ Faßlicher ohne Zweifel als mit dem notwendigen Zusatz:

ich habe, was nicht mein Wille ist und nicht mein Wille, sofern ich überlege, sein kann, zu meinem Willen gemacht.

Der Naturforscher aber wird, auch wenn er dem Gedanken des Willens Raum giebt, mit Recht versuchen, „von Dingen der Moral ebenso wie von Dingen der Natur Rechenschaft zu geben."

Ihm steht das als ein Recht zu, was Tylor fordert: „Nehmen wir, ohne uns um außernatürliches Eingreifen und ursachlose Spontaneität zu kümmern, diesen Zusammenhang von natürlicher Ursache und Wirkung als den Boden, auf dem wir uns bewegen, und wandern darauf, so weit er uns trägt. Auf ganz derselben Basis verfolgen die physikalischen Wissenschaften mit immer wachsendem Erfolge die Erforschung der Naturgesetze."

Der Naturforscher muß endlich unter dem Vorurteil des Soldaten den Gedanken eines Inbegriffs aller Erscheinungen der Welt, welches Allumfassende wir als letzte Ursache allen Erscheinungen zu Grunde legen, als notwendig erkennen. Derselbe Naturforscher kann in Erwägung der Eingeschränktheit des menschlichen Wissens auf die Eindrücke der Dinge dem Dasein eines solchen Gedankendinges die Möglichkeit nicht absprechen.

Nehmen wir aber einmal eine solche letzte Ursache an, so ist für einzig vernunftgemäß zu halten, dieselbe als Geist und Willen zu denken. Denn nur ein Denkendes kennen wir als eine Welt in der Vorstellung umfassend, ein jeder in seinem Bewußtsein von der Natur und ihm selbst, und kennen uns selbst zugleich als Ursache von Naturvorgängen durch unseren Willen.

Ja, da einzig ich selbst als denkendes und wollendes Wesen mir wahrhaft bekannt bin, ein Wesen von menschlicher Gestalt, so kann der Verständige nicht unterlassen, die letzte Ursache der Welt sich unter menschlicher Gestalt vorzustellen.

Den Gott der Gesellschaftsinseln, Taaroa, der Pfähle, Felsen und Sandbänke sein soll, konnte der Erforscher der Sandbänke, Felsen und Pfähle nicht anerkennen, der Schluß auf einen Gott, der Geist ist, läßt die Naturwissenschaft unberührt.

Der Naturforscher wird nur verlangen, daß, selbst wenn der Keplersche Satz: das Universum sei ein harmonisches Ganzes und Gott die Seele desselben, wahr ist, ihm gestattet sei, sich mit dem Nachweis des ersten Satzes zu begnügen.

Die Molutschen gaben zur Antwort, als ein Jesuitenmissionar ihnen predigte: „Wir haben bis auf diesen Tag weder was Herrlicheres noch was Wohlthätigeres als die Sonne gesehen."

Und gewiß ist die alles belebende Sonne oder der alles umfassende Himmel, an welchen göttlichen Cielo noch heute in der Theaterreligion der italienischen Oper die Gebete gerichtet werden, faßlicher als der Geist, nach dem wir doch nicht außer uns zu suchen haben.

Und doch beginnt schon im Glauben der Wilden die Gestalt der höchsten Gottheit, möge sie Himmelsgott, Sonnengott, großer Geist heißen, die Form und Funktion eines menschlich-göttlichen Herrschers der Welt anzunehmen.

Blicken wir nun am Schlusse dieser Lehre von der Reinigung der Gegenstände des Glaubens auf das rasch durchmessene und durchmusterte Gebiet zurück, so sind die reinen Vorstellungen des Ich, des Willens, des göttlichen Geistes nicht weniger als die unreinen Vorstellungen des Wilden von Geistern und Göttern nur ein Ausdruck des Unvergleichlichen, das für Menschen stets ein Geheimnis war und bleiben wird.

Beide Arten von Ausdruck sind faßlich für jedermann, nur daß jene Bilder der Wilden gerade wegen ihrer Naturgemäßheit von demjenigen, der selbständige Erkenntnis der natürlichen Dinge sucht, ausgeschlossen werden müssen.

Dieselbe Anpassung an die dem Wilden vertraute Natur macht sie ungeeignet, für eine angemessene allgemeingültige Darstellung des Unvergleichlichen zu gelten, auf welches aus der gleichen Voraussetzung über alle Erscheinungen dieser Welt hinaus in gleicher Weise Australier, Tahitier, Azteken, Chinesen und Italiener schließen müssen.

Wir wissen nun, wie wir zu den Gedanken des Übersinnlichen kommen, wir wissen auch, woher die Zeichen des göttlichen Geistes,

des Willens, des Ich für das Überſinnliche ſtammen, wir wiſſen dies und fürchten doch den Naturforſcher nicht als einen Zerſtörer desjenigen, was in der Natur nie gefunden werden kann.

Die Flamme der Aufklärung, welche von dem Wilden als ein zerſtörendes Feuer für ſeine angebeteten Bilder gefürchtet wird und zu fürchten iſt, ward für uns ein Licht, durch welches der mit der Wahrheit in Frieden lebende Glaube erleuchtet wird.

Von der Vollendung der natürlichen Erklärung des Glaubens an eine übernatürliche Welt gingen wir aus, die vollendete Erklärung wurde zu einer Zerſtörung des Erklärten; aber wir konnten die in der natürlichen Mythologie mißbrauchten Bilder nicht von dem angemaßten Platze an den Ort zurückbringen, woher ſie ſtammen, ohne an ihrer Stelle das Dahingehörige zu belaſſen und nach unſeren beſcheidenen Mitteln neu und für die Dauer auszuſtatten.

Woraus aber iſt von Wiſſenſchaft und Philoſophie das Grundgerüſt neuer Lehren: der natürlichen Glaubenserklärung, der natürlichen Glaubensbeurteilung und der natürlichen Glaubensbeſtimmung gezimmert?

Aus dem kläglichen Aberglauben der armen Beeren und Würmer ſuchenden Wilden, welche bei der Landung Cooks an der Oſtküſte von Auſtralien ſcheu vor den fremden weißen Männern in das öde Innere des Landes ſich zurückflüchteten.

Die Europäer aber nahmen den Erdteil in Beſitz und haben in kürzerer Friſt als einem Jahrhundert aus einem Lande, welches man nach der erſten Entdeckung lange nicht wieder beſucht hatte, weil man nichts von ihm hoffte, durch Arbeit einen wertvollen Erdteil mit nützlichen Pflanzen, Tieren und Menſchen geſchaffen.

4.

Der im zweiten Jahrtauſend nach Chriſtus erwachende Geiſt hatte ſich außer im Streben nach unabhängigem Wiſſen von allen natürlichen Dingen ſchon am Ende des vierzehnten Jahrhunderts in Verſuchen der Einzelnen, ihr Leben nach eigenem Ermeſſen einzurichten

und zu führen, geäußert. Diese Bemühungen der Einzelnen müßten wir in der Folgezeit gefährdet zu sehen erwarten, wenn die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts in Deutschland und in der Schweiz eine Rückkehr zum ältesten Christentum in der Art, wie man sie bisher allein gewohnt war, gewesen wäre. Wir würden dann bei den Protestanten eine allgemeine Feindschaft wie bei den ersten Christen gegen artige Kleidung, prächtige Wohnung, zierliches Hausgerät, gegen warme Bäder und gegen Rasieren erwarten müssen.

Eine solche Rückbildung war die von den Waldensern, welche ihren Ursprung aus uralter, am liebsten apostolischer Zeit ableiteten, im zwölften Jahrhundert versuchte Reformation. Diese forderten im Unterschied von der katholischen Kirche eine Lebensweise nach dem Buchstaben der Bergpredigt, sie schrieben vollkommene Armut und Jungfräulichkeit vor, und die Vollkommenen zogen, alles verlassend, Buße predigend, je zwei und zwei in Sandalen umher. Die Verbote der Bergpredigt buchstäblich und peinlich zu nehmen war, wie Karl Hase sagt, allen den Katharern, welche in der zweiten Hälfte des Mittelalters die Kirche reinigen wollten, gemeinsam.

Die deutsche Reformation aber begünstigte durch eine tiefere Auffassung der Lehren der Bergpredigt, welche so viele Menschen vernünftiger Lebensthätigkeit entzogen und der Schwärmerei zugeführt hatten, geradezu das Streben der Menschen nach Selbständigkeit.

Jesus sagt im Matthäusevangelium, nachdem er eine Menge von Verordnungen gegeben hat (Kap. V, Vers 48): So sollt nun ihr vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Um nun nicht allem Volk die Erfüllung von Geboten wie: wer dir einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar, zumuten zu müssen, hatte man leicht fertig den Ausweg benutzt, diese Gebote als Bedingungen der Vollkommenheit anzusehen. Diese Vollkommenheit aber sei nicht jedermanns Sache und auch nicht von jedermann gefordert, die Vorschriften der Bergpredigt also nur Ratschläge, sogenannte evangelische Ratschläge.

Jesus aber richtet die Worte: so sollt nun ihr vollkommen sein,

an alle, die ihm folgen, nichts berechtigt, jene Gebote denen, die etwas Besonderes sein wollen, vorzubehalten.

Dies behaupteten die deutschen Reformatoren, und Melanchthon lehrt in der zweiten Bearbeitung der loci theologici noch deutlicher und eindringlicher als in der ersten in dem Kapitel über den Unterschied von Vorschriften und Ratschlägen Folgendes: Das Gesetz Gottes ist ein einziges und enthält nur Vorschriften, nicht Ratschläge. Die Rede Jesu aber im fünften Kapitel des Matthäus ist Auslegung des Gesetzes.

Das Gesetz aber ist nicht Buchstabe, wie schon Paulus im Römerbrief gesagt hat: wir wissen, daß das Gesetz geistlich ist.

In voller Strenge können die Vorschriften Gottes von keinem Menschen erfüllt werden, die Erkenntnis des Gesetzes in seiner Strenge aber ist darum nicht unnütz. Denn sie macht uns mit unserer Unvollkommenheit und Hülfsbedürftigkeit bekannt und treibt uns wenigstens auf dem Wege zu dem unerreichbaren Ziele hin vorwärts.

In dieser Lehre der Reformatoren nun war nicht nur ein vorwärtstreibender Stachel enthalten, sondern auch eine Befreiung des Lebens vom Buchstaben der Schrift. Wir lernen die Lehrer der Religionsverbesserung als Gönner des Bemühens der Menschen, Schritte und Tritte nach eigenem Ermessen zu thun, kennen.

Daß aber das Volk von der ihm nun sogar von der Kirche vergönnten Freiheit Gebrauch machte, dafür konnte bereits als auf ein Anzeichen auf das Ablassen der meisten europäischen Völker nach der Reformation von der hergebrachten Nationaltracht, das Schwinden des Herkömmlichen in Kleidung und Körperschmuck hingewiesen werden.

Auffallend plötzlich tritt Gleichgültigkeit gegen das Herkommen nach 1750 in Frankreich hervor und hier gleichzeitig mit dem Erwachen der Vorliebe für Naturwissenschaft, worauf Buckle aufmerksam gemacht hat.

Während im siebzehnten Jahrhundert der Rang einer Person an ihrer äußeren Erscheinung zu erkennen war, wurde in dieser Zeit in Frankreich bei Mittagessen, Abendessen und Bällen die Kleidung so

einfach, daß sie eine Vermischung der Stände herbeiführte, zuletzt kamen die Männer im gewöhnlichen Frack, die Frauenzimmer in gewöhnlichen Morgenkleidern.

Die ermöglichte und vermutlich doch von diesem oder jenem benutzte größere Freiheit im äußeren Verhalten konnte aber auch den der Naturforschung folgenden Denkern in Paris nicht entgehen.

Die Vernachlässigung der herkömmlichen Unterscheidungen im Leben war aus der Vernachlässigung der inneren Welt der Gefühle und der Vorurteile über die äußere, deren Erforschung die Naturwissenschaft beschäftigte, hervorgegangen. Unter der Herrschaft der gleichen Richtung standen aber auch die pariser Denker.

Wenn ein schwedisches Streichholz an seinem Reibzeug gestrichen wird, so können wir mit Sicherheit eine Flamme erwarten.

Wenn ein Hindu niest, sagen die Danebenstehenden: Lebe! und der Niesende erwiedert: mit Euch!

Bei Hernando de Soto's Expedition nach Florida machte Guachoya, ein Häuptling der Eingeborenen, ihm einen Besuch. Während dies geschah, gab er ein starkes Niesen von sich. Die Herren, welche mit ihm gekommen waren und sich längs der Mauer der Halle unter den Spaniern aufgestellt hatten, neigten auf einmal alle ihre Köpfe, öffneten ihre Arme und schlossen sie wieder und vollführten andere Geberden von großer Ehrfurcht und Achtung und begrüßten ihn mit verschiedenen Worten, die aber alle darin übereinkamen, ihm Glück zu wünschen. Der Gouverneur aber sagte zu den Herren und Häuptlingen bei ihm: „sehet ihr nicht, daß die ganze Welt eine ist?"

In einer Gesellschaft, wo eine solche Übereinstimmung im Thun und Lassen herrscht, sage nun selbst der eine, wie von den Indianern weiter berichtet wird, „die Sonne behüte Dich", der andere, „die Sonne sei mit Dir, sie erleuchte Dich, mache Dich groß, schütze Dich, begünstige Dich, verteidige Dich, mache Dich glücklich, erhalte Dich!"

Die Natur des Menschen liegt hier unter den allgemein herrschenden Sitten und Gebräuchen begraben, wie nach der Beschreibung Alexander von Humboldts das Krokodil des Orinoko in der wässer-

losen heißen Zeit unter der einförmigen Staubdecke der Llanos, bis es einmal mit donnerähnlichem Gekrach aus seinem Grabe hervorbricht. Der Betrachter aber wird bei der Beobachtung der Bewegungen und Geberden der Indianer nur an den Rat der Menschen, in dem man stillschweigend über solche Bräuche übereingekommen ist, erinnert, an menschliche Meinungen und menschlichen Aberglauben.

Zwar ist auch dort, wo der eine ganz unterläßt, was der andere unter den gleichen Umständen thut, auf die Frage: warum? sofort eine Antwort bereit: weil der eine etwas Anderes *will* als der andere. Aber das heißt uns mit einem Worte abspeisen, nicht die der Erklärung bedürftige Verschiedenheit erklären. Warum will der eine etwas Anderes als der andere? fragen wir weiter. Und auch davon abgesehen mußte der Wille, den noch niemand *gesehen* hat, für die Denker im Gefolge der Naturforscher ein widerwärtiger Erklärungsgrund sein.

Aus dem Streichen des Zündholzes am Reibzeug *sehen* wir gleichsam die Flamme *hervorgehen*.

Streichen nun nicht auch über des Menschen Geist die Dinge hin? Und wenn sie ihn berührt haben, folgen Vorstellungen von den streichenden Gegenständen, vielleicht nicht durchaus, aber im Wesentlichen gleich bei den verschiedensten Menschen.

Dann aber läßt sich aus den Vorstellungen gerade die Verschiedenheit der menschlichen Handlungen nicht erklären. Jedoch es bleibt nicht bei den ersten Eindrücken, den Vorstellungen, auch der Mensch gerät, gestrichen, in Brand. Wir nennen dies: er empfindet Lust oder Schmerz.

Nicht alle geraten durch dasselbe, nicht alle in gleicher Weise, nicht alle gleich sehr in Brand, bei manchen scheint nichts zu zünden. Am heftigsten werden Vergnügen und Schmerz durch die lebhaftesten Empfindungen und Vorstellungen erregt, durch die sinnlichen, durch Tastempfindungen, durch Gerüche, durch Bilder.

Die alten griechischen Philosophen nach Sokrates haben sich viel mit der Frage beschäftigt, mit welchen Vorstellungen das von ihnen

gesuchte wahrhafte Vergnügen verbunden sei, und der Unterschied ihrer Lehrgebäude beruht wesentlich auf der verschiedenen Beantwortung dieser Frage. Für Aristipp, den Schüler des Sokrates, waren die körperlichen Vergnügungen die wahrhaften, wie denn nach ihm der Freund des Genusses wegen zu suchen ist. Die Gegenwart des Freundes berühre körperlich angenehm. Die Lehre, daß die mit körperlicher Berührung von Gegenständen verbundenen sinnlichen Vergnügungen und Schmerzen die ursprünglichen und die stärksten seien, findet nun ihre Auferstehung im achtzehnten Jahrhundert bei dem Franzosen Helvetius zu neuer wertvollerer Verwendung.

Gesetzt: ich habe öfter einen mir bis jetzt fernstehenden fremden jungen Mann gesehen. Das Aussehen, Auftreten und Verhalten desselben gefällt mir, und die dadurch bewirkte Vorstellung des Verkehrs mit ihm ist mir eine angenehme. Aber es ist eine angenehme Vorstellung, der die Wirklichkeit nicht entspricht, das schmerzliche Gefühl dieses Mangels jedoch richtet meine Anstrengungen dahin, mir jenes mangelnde Vergnügen zu verschaffen. Nun aber entspricht die endlich erreichte Wirklichkeit nicht dem Bilde; der Mangel dessen, wonach ich so lange gestrebt habe, würde mich nicht mehr schmerzen, ich würde, allein dem Gebote des Vergnügens gehorchend, gern den angefangenen Verkehr wieder aufgeben.

So treibt die Vorstellung des Vergnügens zur Anknüpfung, zur Pflege und zur Vernachlässigung der Freundschaft.

Helvetius ging weiter; er sagt in dem Buche de l'esprit, welches im Jahre 1758 erschien, Discours III, Chap. XIV: „Worin besteht der Reiz der Unterhaltung mit einem Freunde? in dem Vergnügen, darin von sich zu reden! Hat das Glück uns eine anständige Stellung gegeben, so unterhält man sich mit seinem Freunde von den Mitteln, seinen Besitz, seine Ehre, seinen Kredit und seinen Namen zu vermehren. Befindet man sich im Elend, so sucht man mit diesem selben Freund die Mittel, sich dem Mangel zu entziehen; und seine Unterhaltung erspart uns wenigstens im Unglück die Langeweile gleichgültiger Unterhaltungen.

Man spricht also immer mit seinem Freund von seinen Schmerzen oder von seinen Vergnügungen. Wenn es aber keine wahrhaften Vergnügungen und wahrhaften Schmerzen giebt als die körperlichen Vergnügungen und Schmerzen; wenn die Mittel, sich diese zu verschaffen, nur Vergnügungen der Erwartung sind, welche das Dasein der wirklichen voraussetzen und davon, so zu sagen, nur eine Folge sind, so ist die Freundschaft notwendig unmittelbare Wirkung der sinnlichen Eindrucksfähigkeit."

Gewiß ist Helvetius in seinem Eifer für die Wahrheit des Naturforschers zu weit geführt, aber er verdankt dieser Beschränkung auf das sinnliche Element der Freundschaft, ohne welches wohl keine Freundschaft anfängt, wenn sie auch nicht damit aufhört, eine Menge wahrer Bemerkungen, die den nur in die Höhe sehenden Freundschaftsschwärmern entgangen sind.

Selten freilich werden diese behaupten, daß man einen Freund liebe und hege nur um seinetwillen, um so öfter, daß wir einen Freund wünschen, um in ihm zu leben, um unsere Seele in die seinige auszuschütten. Helvetius aber in der natürlichen Voraussetzung, daß die Freundschaft von einem Bedürfnis, nach seiner Meinung stets von einem sinnlichen, ausgehe, teilt die Freunde ein in Freunde für das Vergnügen, Freunde für das Geld, für das Fortkommen, für die Unterhaltung und für das Unglück. Und ob nicht mancher Gelegenheit gehabt hat, die Wahrheit der Bemerkung des Helvetius zu bestätigen, daß die reichen und mächtigen Leute gewöhnlich für Freundschaft weniger empfänglich sind? sie gelten gemeiniglich, sagt er, selbst für hart.

Für die Wahrheit der von Helvetius versuchten Erklärung alles menschlichen Thuns und Lassens aus dem Vergnügen mit Bevorzugung des sinnlichen Vergnügens sprach nicht nur der Erfolg des Buches de l'esprit. Es erschien im Jahre 1758, im Jahre 1775 befand es sich auf allen Toilettentischen. Zur Erklärung dieses Erfolges fand die Madame Dudeffand ein Wort, welches viel nachgesprochen wurde: dieser Mann hat das Geheimnis von jedermann ausgesprochen.

Das Vergnügen, diesen Eindruck von Eindrücken, als Beweggrund des menschlichen Thuns und Lassens mußte ein Zeitalter entdecken, welches sich unter der Leitung der Naturforscher dem Nächsten zugewandt hatte und sich mit ihnen auf dieses Nächste zu beschränken gedachte, es hatte nur Wolkenwandlern so lange ein Geheimnis bleiben können. Helvetius aber, der zuerst mit Vollständigkeit aus dem sinnlichen Vergnügen die Handlungen des Menschen abzuleiten unternahm, machte es, wie in der Regel die Entdecker von Prinzipien. Sie dulden kein Pferd in ihrem Stalle außer ihrem Steckenpferd.

Und doch wie hätte trotz alles Hanges der Menschen, nach Höherem zu trachten und darüber das unscheinbare Nächste zu übersehen, erst Helvetius der Entdecker des Geheimnisses sein können, wenn die menschlichen Handlungen offenbar durch nichts Anderes als das Vergnügen veranlaßt würden?

Es muß etwas Anderes den Menschen zu treiben wenigstens — scheinen.

Diese scheinbaren Beweggründe, welche Helvetius vernachlässigte, hatte bereits der Helvetius des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich, La Rochefoucauld, beachtet, dessen Maximes et réflexions Morales 1665 erschienen. Von diesen „Sprichwörtern der geistreichen Leute", wie sie Montesquieu genannt hat, sagt Voltaire mit Recht, daß sie fast nur eine Wahrheit enthalten, diejenige, daß die Eigenliebe der Beweggrund von allem ist. Für Eigenliebe könnte man auch setzen: das trotz alles Versteckenspielens der Aufmerksamkeit sich aufdrängende eigene Vergnügen; das Vergnügen wird aber um so mehr empfunden, je sinnlicher es ist.

La Rochefoucauld aber, unbefangener als Helvetius der Beobachtung des menschlichen Treibens hingegeben, bemerkt (Maxime 39): Das Interesse spricht alle Arten von Sprachen und spielt alle Arten von Rollen, selbst die des Uninteressierten. Darin, daß er dem Menschen auf Schritt und Tritt nachgehend ihm nachweist, daß er immer und überall aus anderen Beweggründen handelt, als er sich einbildet, besteht der unvergängliche prickelnde Reiz der Gedanken

des La Rochefoucauld, welche man, wie Voltaire sagt, auswendig wußte.

Maxime 85 lautet: wir überreden uns oft, Leute, die mächtiger als wir sind, zu lieben, und nichtsdestoweniger bewirkt allein das Interesse unsere Freundschaft; wir geben uns ihnen hin nicht für das Gute, welches wir ihnen thun, sondern für dasjenige, welches wir von ihnen empfangen wollen.

Der Kenner des menschlichen Herzens bemerkt nun wohl Maxime 171, daß die Tugenden sich in das Interesse verlieren, wie die Flüsse in das Meer, nicht hat er hervorgehoben, was die dem Vergnügen des Handelnden oft so sehr widerstreitende Handlungsweise desselben veranlaßt.

Aber auch diese der Natur und dem Belieben des Einzelnen widerstrebende Macht konnte in dem der Natur mit Vorliebe sich zuwendenden achtzehnten Jahrhundert gerade im Gegensatz zu der Natur nicht verborgen bleiben.

Der Earl of Chesterfield schreibt seinem Sohne, den er über Hofetiquette belehrt: „Es ist zum Beispiel höflich, sich vor dem König von England zu verbeugen, es ist unhöflich, sich vor dem König von Frankreich zu verbeugen; es ist Regel, den Kaiser zu grüßen; und im Orient muß man sich mit dem ganzen Körper vor dem Monarchen zur Erde werfen. Das sind feststehende Ceremonien, und in sie muß man sich schicken, aber warum man sie festgesetzt hat, vermögen uns weder Sinn noch Verstand zu sagen. Eben so ist es in allen Rängen; überall beobachtet man bestimmte Gebräuche, welche man natürlich erfüllen muß, obgleich sie keineswegs das Ergebnis von Sinn und Verstand sind. So zum Beispiel die höchst abgeschmackte, aber fast allgemein angenommene Sitte, auf jemandes Gesundheit zu trinken. Kann es in der Welt etwas geben, das weniger Beziehung zur Gesundheit eines Fremden hat, als daß ich ein Glas Wein trinke? Gesunder Menschenverstand ist nie auf diesen Gedanken gekommen, aber dennoch sagt mir mein gesunder Menschenverstand, daß ich mich dem fügen muß."

Uns geht hier nur an, daß Lord Chesterfield auf das Herkommen als das die Handlungen der Menschen Veranlassende hinweist, nicht, daß er die Sitte als Thorheit verurteilt. Aber auch dieses Urteil wird zur Zeit der französischen Revolution öfter gehört. Trotz der Thorheit empfiehlt der Hofmann, die Sitte mitzumachen, und deutet dabei denjenigen Bewegungsgrund in der menschlichen Natur an, ohne den die überlieferten Regeln der Jahrhunderte nicht immer neue Anwendung finden, nicht zünden würden. Wer sich selbst ein Vergnügen machen will, der wird bei dem engen Zusammenhange der Menschen und der Abhängigkeit des einen vom anderen in 999 Fällen anderen ein solches machen müssen und also willig oder widerwillig, um mit den Chinesen zu sprechen, den Jahreszeiten des Hea folgen, in dem Wagen des Yin fahren und die Ceremonienmütze des Chow tragen. So guckt auch hier wieder das Geheimnis, welches Helvetius verraten hat, hervor.

Aber ist die Rücksicht auf das eigene Vergnügen der einzige Grund, weshalb wir der Sitte uns unterwerfen?

Wer wie Chesterfield meint, die Gebräuche seien sinnlos und seien auch immer sinnlos gewesen, behält für das Mitmachen derselben keinen anderen Erklärungsgrund übrig als die Rücksicht des Handelnden auf sein von anderen abhängiges Vergnügen. Im neunzehnten Jahrhundert aber finden wir zugleich mit dem Versuch der natürlichen Erklärung des Glaubens an Götter und Geister die Richtung auf Erklärung auch desjenigen in den menschlichen Sitten, was heute unnatürlich und sinnlos ist, aus der Natur.

Der verweilenden und eindringenden Betrachtung zeigt sich zunächst, daß Leute wie Chesterfield etwas verschwenderisch mit ihrer Etiquette „Thorheit" umgegangen sind. Tylor wenigstens wendet gegen die verächtlichen Äußerungen des Earls über die Hofetiquette ein: „In der That, wenn jemand mit wenigen Worten die Beziehung des Volkes zu seinem Herrscher in verschiedenen Zuständen der Gesellschaft angeben sollte, so würde er antworten, vor dem König von Siam krieche man auf seinem Gesicht, vor einem europäischen Monarchen lasse man sich

auf ein Knie nieder oder entblöße sein Haupt und in den Vereinigten Staaten schüttle man dem Präsidenten die Hand, wie wenn es ein Pumpenschwengel wäre."

Die von Chesterfield als unsinnig belächelten Ceremonien scheinen hiernach gleichzeitig verständlich und bezeichnend und dürften also, wenn nicht das Verhältnis selbst der Unterthanen zum Staatsoberhaupt, das Wesentlichere, sich ändert, beizubehalten sein, schon um dies zu verraten.

Aber auch die aus civilisierten Anschauungen nicht mehr zu erklärenden und jetzt sinnlosen Gebräuche brauchen darum nicht immer unnatürlich gewesen zu sein.

Wenn jemand niest, kann man noch heute in Deutschland: Helf Gott! oder: Prosit!, in Italien: Felicita! hören. Aristoteles macht die Bemerkung, daß das Volk das Niesen als gottgesandt betrachte, nicht das Husten. Warum jenes, warum nicht dieses?

Ein Licht wirft auf diesen aus unseren Anschauungen nicht zu erklärenden Brauch, was Tylor nach Aufzeichnungen des Dr. Kallaway von den Sulus anführt.

Der Sülu sagt, wenn er niest: „nun bin ich gesegnet. Der Idhlozi (Geist eines Ahnen) ist in mir; er ist zu mir gekommen. Laß mich eilen und ihn loben, denn er veranlaßt mich zu niesen!"

So lobt er die Manen der Familie und bittet um Vieh und Weiber und Segnungen. Niesen erinnert einen Mann daran, daß er den Itongo (Geist eines Ahnen) seines Volkes ohne Verzug nennen soll, denn der Itongo läßt ihn niesen, damit er aus dem Niesen vernehme, daß der Itongo in ihm sei. Eine geringe Veränderung ist bei den Amakosas, welche ihren göttlichen Vorfahren Utixo anzurufen pflegten, seit ihrer Bekehrung zum Christentum eingetreten. Sie sagen nun: „Erhalter, sieh' auf mich!" oder: „Schöpfer des Himmels und der Erde, sieh' auf mich!"

Wer nun unter Berücksichtigung dieser Nachrichten von den niedersten Kulturstufen die Vorstellungen und Gebräuche in Betreff des Niesens mit der Lehre der Alten und der Wilden von Geistern, welche

sich des Menschen bemächtigen, ihn heimsuchen und besitzen, guten oder bösen, und welche demgemäß behandelt werden, in Zusammenhang bringt, scheint nicht irre zu gehen. Für den Wilden ist also die Anwendung der Glückwunschformeln beim Niesen nicht sinnlos, der einzige, der sich Vorwürfe zu machen hat, wäre der aufgeklärte und inkonsequente Europäer, der einen Brauch mitmacht, bei dem er sich nichts mehr denken kann.

Weshalb aber pflegen die Wilden den Brauch? Dem Forscher, der die ursprüngliche Bedeutung desselben gefunden zu haben meint, scheint sich zur Erklärung die Rücksicht auf Vergnügen und Wohlbefinden, welche eine Gottheit den Wilden verschaffen soll und besser als irgend ein anderer verschaffen kann, zu bieten.

Unerklärlicher muß die Beibehaltung dieser Sitte auf höheren Bildungsstufen, wo sie sinnlos geworden ist, erscheinen. Und doch ist auch hier nichts Anderes anzunehmen als das Verlangen, anderen nicht Anstoß zu geben, vielmehr etwas Angenehmes zu erweisen, um von ihnen gelegentlich Gleiches zu erfahren; vielleicht auch nur das Vergnügen, mit dem Unsinn anderen etwas zu Liebe zu thun, weshalb sogar der finstere Kaiser Tiberius diesen Brauch mitgemacht haben soll.

Die Forschung des neunzehnten Jahrhunderts aber hat sich allein auf das Verhältnis des heute sinnlosen Gebrauchs zu demselben Gebrauch auf der Stufe der Wilden gerichtet und zu den auf dieser Stufe denselben veranlassenden Vorstellungen, nicht auf das Verhältnis desjenigen, der die Sitte pflegt, zur Überlieferung.

In dieser Beziehung den Standpunkt des Helvetius, welcher derjenige des Naturforschers ist, zu verlassen konnte man nicht durch eine Erklärung allgemeiner Bräuche und Gesetze veranlaßt werden, wie sie längst bestand und zum Überdruß dociert war. Von dieser Art führt Tylor unter anderen folgendes Beispiel an.

Es gab im englischen Gesetz einen merkwürdigen Paragraphen, nach welchem Söhne desselben Vaters von verschiedenen Müttern nicht einer des andern Grundstück erben durften. Für Mr. Maine, welcher die Geschichte dieses Falls kannte, war es leicht, seinen wirklichen

Ursprung aus den „Gebräuchen der Normandie“ zu erklären,. wo nach dem System der Agnation oder der Verwandtschaft auf männlicher Seite Brüder von derselben Mutter, aber von verschiedenen Vätern, natürlich mit einander gar nicht verwandt sind. Aber als dieser Paragraph nach England übertragen worden,' legten die englischen Richter, welche seinen Grund nicht kannten, ihn als ein allgemeines Verbot gegen die Erbfolge des Halbblutes aus und dehnten ihn auf blutsverwandte Brüder d. i. auf Söhne desselben Vaters von verschiedenen Frauen aus. Menschenalter später suchte Blackstone in diesem Versehen die höchste Vollkommenheit der Vernunft und fand sie in dem Argument, daß Verwandtschaft durch beide Eltern höher stehen müsse als selbst ein näherer Verwandtschaftsgrad durch nur einen der Eltern. „Da jedes Menschenblut aus dem Blute seiner respektiven Vorfahren zusammengesetzt ist, so hat nur der ganzes oder volles Blut wie ein anderer, welcher (so weit der Unterschied der Grade es erlaubt) ganz dieselben Bestandteile in der Zusammensetzung seines Blutes hat wie ein anderer“ u. s. w.

Der Fehler des Gelehrten lag hier darin, den Grund, aus dem er etwa das außer dem geschichtlichen Zusammenhang betrachtete Gesetz jetzt geben würde, mit der Entstehung des Gesetzes selbst zu verwechseln. Er durfte nicht einmal annehmen, daß das Gesetz aus dem von ihm geltend gemachten Grunde nunmehr beibehalten und befolgt würde, obgleich er diesen Grund als seine eigene Verteidigung und Begründung des Gesetzes und des Handelns nach dem Gesetze nach bestem Wissen und Gewissen behaupten mochte.

Immerhin hätten solche träge Erklärungen den Erforscher der Beweggründe des menschlichen Handelns zu der Frage veranlassen können, ob wohl aus dem Vergnügen und dem Dasein der Sitte allein zu erklären sei, daß man in den tartarischen Steppen beim Eintritt in ein Zelt nicht auf die Schwelle tritt oder die Stricke berührt heute wie vor sechshundert Jahren. Anderes zu thun gilt als eine Beleidigung.

Der Naturforscher, der sich auf dem Standpunkte des Soldaten,

der nicht der seinige ist, auf dasjenige besinnt, was dieser behaupten muß, wird in der bisherigen Erklärung des Thuns und Lassens eine Beobachtung des Wahns des Soldaten, des gemeinen Menschenwahns vermissen.

Die Handlungen, zu denen uns das Vergnügen treibt, sind Naturvorgänge wie das Einschlagen des Blitzes. Sie müssen also als etwas unabhängig Vorhandenes angesehen werden, unabhängig von meiner Wahrnehmung wie der Blitz, folglich nicht nur wie meine Vorstellungen nur im Verhältnis stehend zu meinem Vergnügen, sondern durch die Vorstellungen von jedermann in Beziehung stehend zu dem Vergnügen und dem Bedürfnis nach Vergnügen von jedermann.

„Was werden die Leute dazu sagen?"

Wünsche ich nun die Freundschaft eines mir bis jetzt fernstehenden fremden jungen Mannes, so muß ich den angeknüpften Verkehr mit ihm als auch in Beziehung stehend zu seinem eigenen Bedürfnis, ja, ich muß das geschlossene Verhältnis als an dem Vergnügen von jedermann, der Zuschauer desselben werden kann, meßbar ansehen. Wenn ich nun das Verhältnis zu dem jungen Manne diesem allen, dem Bedürfnis des gesuchten und gefundenen Freundes, der Freude von jedermann, unter den Bedürfnissen aller auch meinem eigenen Vergnügen und Interesse entsprechend gestalten will, so fragt sich, ob ich nun noch für wünschenswert halten kann, wie vorher vielleicht, die Bekanntschaft desselben zu machen, mich seines Umganges zu erfreuen, so lange er mir zusagt, und, wenn derselbe mir nicht mehr gefällt, ihn zu vernachlässigen und aufzugeben. Wohl werde ich für zulässig, ja für geboten erachten, mir eine Prüfung desjenigen, dessen Bekanntschaft ich gesucht habe, vorzubehalten, danach aber, wenn ich ihn bewährt gefunden habe, auch wenn meine Neigung zu anderen Personen hinüberflattern sollte, nicht ihm, sondern meinem Belieben den Laufpaß geben müssen. Denn auf diesem Standpunkt muß ich Handlungen, die nach Maßgabe des natürlichen Vergnügens aller, welches zu kennen ich mich nur bemühen kann, welches ich mir immer nur vorstelle, zu billigen sind, für mir obliegend halten.

Besinnung lehrt also den Naturforscher, daß der Soldat, anders als er, Handlungen, zu denen Bedürfnis und Vergnügen ihn reizen, als nicht nur nach seinem eigenen Vergnügen einzurichten ansehen muß. Aber wie einzurichten?

Der Mensch tritt in eine Welt ein, in der es von allen gebilligte und ertragene Bräuche und Sitten in Menge giebt, Regeln für alle Lebenslagen und Verhältnisse und unter diesen besonders bei barbarischen Völkern solche, welche mit einem Stempel versehen sind, der auf einen mehr als menschlich-natürlichen Ursprung hinweist.

Bei Leuten auf niederen Kulturstufen vielverbreitet ist ein Vorurteil gegen das Erretten eines Ertrinkenden: nicht nur bei Shetländern und Donauschiffern, bei französischen und englischen Matrosen, sondern auch außerhalb Europas. Der Hindu errettet keinen Menschen, der im heiligen Ganges ertrinkt, und die Insulaner des malayischen Archipels haben das gleiche grausame Vorurteil.

Das Merkwürdigste wird von den Kamtschadalen berichtet: daß bei ihnen, wenn jemand durch Zufall ins Wasser falle, ein großes Verbrechen für ihn sei, wieder herauszukommen; denn da er zum Ertrinken bestimmt sei, so sei es Unrecht, nicht zu ertrinken; deshalb würde niemand ihn in seine Wohnung aufnehmen, noch mit ihm sprechen, noch ihm Nahrung oder eine Frau geben, sondern er gälte als tot; und selbst wenn jemand ins Wasser fiele, während andere dabei stehen, würden sie, weit entfernt, ihm zu helfen, ihn gewaltsam ertränken.

Zu einer Erklärung dieses grausamen Vorurteils verhilft uns ein Bericht aus dem Jahre 1864 über den in Böhmen herrschenden Aberglauben, daß Fischer nicht wagen, einen Ertrinkenden aus dem Wasser zu ziehen. Sie fürchten, der „Wassermann" (d. h. Wassergeist) werde ihnen ihr Glück beim Fischen entziehen und sie selbst bei der ersten Gelegenheit ertränken.

Nun ist die gewöhnliche Form, wie man bei wilden Völkern einem Brunnen, einem Flusse, einem See oder einem Meer ein Opfer darbringt, die, daß man einfach Schätze, Vieh oder Menschen in das

Wasser wirft, welches sie persönlich oder durch die in ihm hausenden Geister in Besitz nimmt. In der ersten Scene des Wilhelm Tell benutzt Schiller den Volksaberglauben und läßt den Fährmann, der sich weigert, den Baumgarten zu retten, sagen:

's ist heut' Simons und Judä,
da rast der See und will sein Opfer haben.

Das zufällige Ertrinken eines Menschen nun galt für eine solche Ermächtigung des Wassergeistes, und es ist verständlich, daß man ein Opfer den Klauen des Wassergeistes selbst zu entreißen glaubt, wenn man einen Versinkenden errettet, und das wäre eine unbesonnene Herausforderung der Gottheit, welche schwerlich unbestraft bleiben dürfte.

Nun lerne ein junger Mensch, der unter Leuten dieses Aberglaubens aufgewachsen ist, solche von allen gebilligte Bräuche kennen.

Es kann keinem Auge verborgen bleiben, daß in den überkommenen Gewohnheiten nicht nur die Gewohnheit, sondern auch der Schatz der Vorfahren an Erfahrungen und Einsichten in die Natur aufgespeichert ist. Von diesem nicht Gebrauch zu machen wäre eine Thorheit. Justus Möser sagt in den patriotischen Phantasien in dem Stück „Es bleibt beim Alten": „Eine hundertjährige Erfahrung ist eine erstaunende Probe; hundert, ja tausend Jahre haben wir mit Plaggen gedüngt, im sauern Schweiße unseres Angesichts damit gedüngt und uns wohl dabei befunden. Warum sollen wir denn davon ablassen?"

Von einer solchen Handlung aber, die von allen zu billigen wäre, hat ein Mensch vor der That und ohne anstrengendes Nachdenken immer nur eine unbestimmte Vorstellung. Wie sollte der junge Mensch nicht in altüberlieferten, oft sogar durch die Religion geheiligten Bräuchen dasjenige gern erblicken, was er bei gegebener Veranlassung mitzumachen hat, die Verwirklichung dessen, was er sucht, aber nicht kennt?

Er wird dazu um so mehr geneigt sein, je mehr er zu den Leuten gehört, die so wenig Herz haben, etwas zu behaupten, daß sie sich nicht getrauen zu sagen, es wehe ein kalter Wind, so sehr sie ihn

auch fühlen mögen, wenn sie nicht vorher gehört haben, daß es andere Leute gesagt haben.

Er wird dazu um so mehr genötigt sein, je geringer seine eigene Wissenschaft von den Sachen und seine eigene Macht über die Sachen ist, je mehr sein Kopf von den Älteren nur mit Kunde vom Altertum, von dem, was einst gewesen ist, und mit Wörterweisheit angefüllt ist.

Hiernach müssen wir ein Hängen am Alten, wie der Rost am Eisen klebt, was die Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts ihren Landleuten-Landsleuten zum Vorwurf machten, besonders auf der Stufe der Wildheit anzutreffen erwarten, und die Völkerkunde bestätigt, daß niemand conservativer ist als der Wilde. Die Dajaks auf Borneo waren nicht gewohnt, das Holz wie wir zu fällen, indem man keilförmige Einschnitte einhaut. Als nun die Weißen neben anderen Neuerungen auch diese einführten, gaben sie infolge dessen ihren Abscheu gegen diese neue Methode dadurch zu erkennen, daß sie jedem aus ihrem Volke eine Geldbuße auferlegten, der dabei ertappt werden würde, daß er nach europäischer Weise Holz fällte.

Lord Chesterfield verlachte die Sitte, auf jemandes Gesundheit zu trinken. Aber sein gesunder Menschenverstand, der diese Sitte abgeschmackt fand, fand es wegen der Menschen ohne gesunden Menschenverstand nach seinem Geschmack, die Sitte mitzumachen. Wenn aber Lord Chesterfield das Handeln der Menschen nach dem Herkommen etwa für allein auf Vergnügen und Gewohnheit gegründet gehalten hat, so hat er nur den Fehler des Blackstone, seine eigene Wenigkeit zum Maße dessen, was geschieht, zu machen, in anderer Weise wiederholt.

Die naürliche Erklärung dessen, was die Menschen thun, wird so erst durch den Hinweis auf den Gemeinsinn und auf die natürliche Schwäche des Menschen, in herkömmlichen Sitten und Gebräuchen eine Verwirklichung der Idee des Gemeinsinns zu erblicken, vollendet.

Hat aber in der nun vollendeten natürlichen Erklärung der

Brauch der Tartaren, das Betreten der Schwelle des Zeltes und das Berühren der Stricke zu vermeiden, eine neue Stütze erhalten, so daß er nun nicht nur fernere sechshundert Jahre sich zu erhalten hoffen darf?

Die Bauern des Justus Möser hatten vielleicht Recht, die Gewohnheit mit Plaggen zu düngen als durch nichts Besseres ersetzbar beibehalten zu wollen; aber ist dasselbe von der grausamen Sitte der Kamtschadalen zu sagen, einen Ertrinkenden nicht zu retten? Und wie sollen wir über die Sitte urteilen, welche auf den Fidschiinseln herrschte, einem gestorbenen Häuptling Diener zur Begleitung in die andere Welt nachzuschicken? Diese Sitte war den Eingeborenen so teuer, daß das feindliche Auftreten der Missionare gegen diese teure Sitte ein Grund ihrer Abneigung gegen das Christentum war. Viele, die dem Namen nach Christen geworden waren, hielten es für ein großes Glück, als einmal einer ihrer Häuptlinge aus dem Hinterhalte erschossen wurde, daß ein gleichzeitig abgeschossener Pfeil in einiger Entfernung von demselben einen jungen Mann tötete und so für den Geist des gefallenen Häuptlings einen Begleiter schaffte.

Man hat von der unter Plutarchs Namen überlieferten Schrift „Über die Lehrmeinungen der Philosophen" gesagt, daß sie den Keim aller neueren Entdeckungen der Naturwissenschaft, ja diese Entdeckungen selber enthalte: nur leider sei Wahrheit und Irrtum darin gleich sehr das Werk des Zufalls. Diese Meinungen seien gleich Lotterienummern, deren Wert man erst nach der Ziehung erfahre.

Nicht anders als mit diesen überlieferten Lehrmeinungen der Philosophen scheint es mit den überlieferten Bräuchen und Sitten der Völker zu stehen.

Aber mögen selbst von den Vorschriften des Confucius, den „goldenen", nicht nur diejenigen, die sie unter die Leute bringen wollen, marktschreierisch die Vergoldung rühmen, unvergleichlich ist das Gold des reinen Gemeinsinnes — der Vernunft selbst — mit Gebräuchen, welche die ganze Vorzeit gebilligt hat.

Wer diese gleichsetzt, macht sich, wie der Fetischanbeter, der Verwechselung eines Sichtbaren mit einem Unsichtbaren schuldig.

Helvetius und Chesterfield hatten nur Gewohnheit und Vergnügen zur Hand, um das Leben der Menschen nach dem Herkommen und nach der Väter Weise zu erklären. Die Verteidiger des Alten aber durften mit Grund behaupten, daß sie nicht nur aus Gewohnheit und Vergnügen selbst am veralteten Alten klebten, daß sich in der gemeinen Sittlichkeit noch ein anderer Geist kund gebe.

Wer nun dem Helvetius und Chesterfield Gehör gab, mußte in der Meinung, das Verlangen nach Vergnügen mit geringerem Aufwand; als das Mitmachen lästiger Sitten ist, befriedigen zu können, das Herkommen zu vernachlässigen anfangen.

Aber erst Kant, der auf das reine Urbild der gemeinen Sittlichkeit in der Vernunft des Menschen hinwies, entwertete damit alle die mit jenem nicht gleichzustellenden Abbilder desselben in der Wirklichkeit.

Die englisch-französische Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts mitsamt ihrer Fortsetzung im neunzehnten erscheint als die Vorstufe der von Kant begründeten, welche mit jener zusammen die ganze herkömmliche gemeine Sittlichkeit aller Zeiten und Völker erklärt und — vernichtet.

Die Engländer und Franzosen haben immer nur dem Spargel die Köpfe abgeschlagen, Kant hat den unterirdischen Wurzelstock des Gewächses selbst herausgenommen.

Er hat nicht gewollt, daß künftig keine Spargeln mehr gezogen werden.

Der Philosoph muß nur behaupten, daß in der gemeinen Sittlichkeit Dinge, die nicht mit einander verglichen werden können, gleichgesetzt werden: überlieferte Sitten und Gewohnheiten — ein Äußerliches — und der reine Gemeinsinn — ein Gedanke. Er muß diese Gleichstellung des Unvergleichlichen bekämpfen. Der Gedanke selbst der von allen zu billigenden Handlungen bleibt für ihn eine unter der gemeinen Voraussetzung notwendige Thatsache ganz anderer Art als alles, was ihm in der Sinnenwelt vorkommen kann. Jene

Voraussetzung aber des Soldaten, daß die ihm bekannte Welt ein unabhängig Vorhandenes sei, kann mit Besonnenheit nur so weit bestritten werden, als darin übersehen ist, daß die Welt für Menschen zunächst etwas Anderes ist, nämlich eine Folge von Eindrücken unbekannter Dinge auf die Empfänglichkeit menschlicher Sinne.

Für dieses Nächste, für die Eindrücke der Dinge und für die Eindrücke wieder der Eindrücke, Schmerz und Vergnügen, sowohl in der Betrachtung wie in der Bestimmung des Thuns und Lassens des Menschen Platz zu bekommen, darauf beschränkt sich das berechtigte Verlangen des Naturforschers in Betreff der menschlichen Handlungen.

Helvetius erdichtet folgende Geschichte: Angenommen, ein Mann und eine Frau retten sich aus einem Schiffbruch auf eine verlassene Insel; ohne Hoffnung, ihr Vaterland wiederzusehen, seien sie dort gezwungen, sich gegenseitig Hülfe zu leihen, um sich gegen wilde Tiere zu verteidigen, um zu leben und sich der Verzweiflung zu entreißen: keine lebhaftere Freundschaft als die dieses Mannes und dieser Frau, welche sich vielleicht verflucht hätten, wenn sie in Paris geblieben wären. Stirbt eins von ihnen, so hat das andere wirklich die Hälfte von sich selbst verloren; kein Schmerz seinem Schmerze gleich: man muß die verlassene Insel bewohnt haben, um ganz die Heftigkeit desselben zu empfinden.

Wir würden hinzufügen, daß der Mann unter den gewohnten Verhältnissen in Paris, aus denen heraus er in die wilde einsame Natur geschleudert war, verständig handeln würde, wenn er wie andere Leute sich zunächst seine Freunde unter seinen Alters- und Standesgenossen von gleicher Bildung suchen und zunächst diese nach seinen Wünschen prüfen würde. Daß dieses gewöhnliche Verfahren nicht als ein unverbrüchliches Gesetz angesehen werden darf, kann freilich den Mann gerade seine Erfahrung auf der verlassenen Insel lehren.

Hat er aber, sei es auf der verlassenen Insel, sei es in Paris, mit einem anderen Menschen Freundschaft gemacht, warum sollte er nun nicht sich bemühen, das Verhältnis, so viel an ihm liegt, zu einem solchen zu gestalten, daß es jedermann gefallen kann und daß

jeder sich zu wünschen hat, seine Freundschaften möchten wie diese beschaffen sein?

Ein solches Verhältnis aber wird diese Freundschaft nicht, wenn er nicht von seinen eigenen Wünschen nachgeben lernt, wenn er nicht für die Interessen des anderen eintreten lernt, als wären es seine eigenen.

Dieses Bemühen ist weder verkehrt noch lächerlich, selbst wenn La Rochefoucauld in der 81sten Maxime für die ganze Vergangenheit mit Recht behauptet: die selbstloseste Freundschaft ist nur ein Handel, wo unsere Eigenliebe sich immer etwas zu gewinnen vorsetzt; ja, nicht einmal, wenn man ihm die 496ste Maxime zugeben muß: Wie selten auch die wahrhafte Liebe sein mag, sie ist häufiger noch als die wahre Freundschaft.

Die Thatsache des Gemeinsinnes, welche zunächst die natürliche Erklärung der menschlichen Handlungen vollenden half, wird so zum Gegenstande einer Wissenschaft für das Leben, welche nicht von demjenigen handelt, was geschehen ist, sondern von demjenigen, was geschehen soll, wenn es auch nie geschehen ist.

Diese Wissenschaft hat Kant begründet. Bei den Denkern vor ihm finden sich nicht einmal Anläufe zu derselben, und man hätte in allen philosophischen Hörsälen der Universitäten herumhorchen können, ohne von einer solchen Wissenschaft zu hören. Und heute? Ob wir nicht wieder wie Kant nur im Leben die Versuche finden würden, sich nicht in seinem Thun nnd Lassen durch das Herkommen bestimmen zu lassen, sondern, wenn auch mit verständiger Berücksichtigung und Prüfung des Herkommens, seine Handlungen selbst zu bestimmen, selbst der Thäter seiner Thaten zu sein?

Aus der Geschichte aber wird man immer nur unscheinbare Versuche der Selbständigkeit und Selbstbestimmung anführen können. Wir konnten hinweisen auf das Abweichen der Pariser vor der Revolution und lange vor ihnen der Florentiner von der gemeinen Tracht. Dieses führte in Italien wenigstens nicht wieder zu einer Einförmigkeit, da hier die eigene Meinung in der Wahl der Kleidung zur

Geltung gebracht wurde. Einzelne haben gewiß in allen Jahrhunderten selbständig gelebt, ohne daß die Geschichte immer von ihnen Kenntnis genommen und erhalten hat. Einen solchen Mann scheint Lichtenberg kennen gelernt zu haben.

Er erzählt: ich habe einen Mann von großen Talenten gekannt, dessen ganzes Meinungensystem sowie sein Meublenvorrat sich durch eine besondere Ordnung und Brauchbarkeit unterschied; er nahm nichts in sein Haus auf, wovon er nicht den Nutzen deutlich sah. Etwas anzuschaffen, bloß weil es andere Leute hatten, war ihm unmöglich. Er dachte: so hat man ohne mich beschlossen, vielleicht hätte man anders beschlossen, wenn ich dabei gewesen wäre.

Die Vollendung der Prinzipien einer alten Wissenschaft von den menschlichen Handlungen, welche zugleich eine Reinigung war und damit die Grundlegung einer neuen Wissenschaft wurde, verdankt die Menschheit der Anregung der Naturwissenschaft. Dies Ziel aber wäre nie erreicht, wenn wir uns hätten von den Naturforschern nur ins Schlepptau nehmen lassen wie die Denker der englisch-französischen Aufklärung, um die menschlichen Dinge wie Dinge der Natur anzusehen und zu erklären.

Wir mußten uns mit Kant auf den Standpunkt des Naturforschers stellen, um uns nun erst über dasjenige, was menschlich ist, zu besinnen. Die Ausbildung jener Wissenschaften wird der auf Naturwahrheit gegründeten Philosophie verdankt.

Die eingeborenen Holzhauer bei den Dajaks wußten so gut, daß das Verfahren der Weißen besser als ihres war, daß sie es heimlich anzuwenden pflegten, wenn sie sicher sein konnten, daß keiner den anderen verraten würde.

Wenn nun einer dieser Dajaks in der gewissen Überzeugung, die neue Methode sei die bessere und es sei das Richtige für sein Volk in jenem Zeitpunkt, dieselbe von den Weißen anzunehmen, ohne damit nur etwas für sich zu wollen und ohne Ehrgeiz und Eitelkeit, für die Neuerung eingetreten wäre und selbst damit angefangen hätte, so hätte er damit eine von allen zu billigende, aber wahrscheinlich von keinem gebilligte, That zur Ausführung gebracht. Das heißt aber: er hätte

das von Verstand und Einsicht geleitete bestimmende Denken verwirklicht, einen eigenen Willen, nicht den Willen seiner eigensinnigen Landsleute, nicht den Willen seiner eigenen Neigung zu einem ruhigen behaglichen Dasein.

Der Naturforscher konnte, wie wir sahen, den Gedanken des bestimmenden Denkens des Ich unangefochten als eine bloße Möglichkeit, auf die er nie in seinen Forschungen Rücksicht zu nehmen habe, stehen lassen.

Wird nun nicht von dem Dajak, der aus dem Banne der Überlieferung sich losreißt, eine neue Überzeugung aufstellt, gegen den Widerspruch aller verficht und durchsetzt, jener Gedanke des bestimmenden Denkens durch die That verwirklicht? Eine Möglichkeit des Denkens ist eine Thatsache der Natur geworden. Hat aber die Geschichte der Menschen von solchen Handlungen zu berichten?

Statistiker haben auf das innige Verhältnis hingewiesen, welches zwischen dem Preise der Lebensmittel und der Anzahl der Heiraten besteht, so daß diese Handlungen von äußeren Umständen nicht nur beeinflußt, sondern „beherrscht" erscheinen.

Ob freilich dieser letztere Ausdruck berechtigt ist, läßt sich aus den Zahlenverhältnissen allein nicht erkennen, da ein Mann seine Handlungen selbst durch Denken bestimmen mag und gerade deshalb seine Verheiratung vom Preise der Lebensmittel und vom Stand der Arbeitslöhne abhängig macht.

Wohl aber würde der Thatsächlichkeit des bestimmenden Denkens als des Anfangs der Handlungen eine Beobachtung wie diejenige der Statistiker widerstreiten, daß alle Jahr die nämliche Anzahl Briefschreiber die Aufschrift vergißt. Die Regelmäßigkeit solcher Handlungen, zu denen sich die Menschen nicht mit Überlegung selbst bestimmt haben können, muß an der Wirklichkeit freier Handlungen zweifeln lassen.

Aber haben wir denn gesagt, daß jener Dajak die Neuerung der Weißen, ohne damit etwas für sich zu wollen, ohne von Ehrgeiz, Eitelkeit geleitet zu sein, selbst wenn dies seine eigene, nicht weiter geprüfte Meinung war, in Wirklichkeit verfochten hätte? Damit

würden wir mehr behauptet haben, als wir auf menschlichem Standpunkte je sagen dürfen, mehr, als die Übersichten der Statistik der menschlichen Handlungen uns erlauben.

Die Thatsächlichkeit der Selbstbestimmung festzustellen erscheint unmöglich. Und nicht nur dies.

Alles in der Natur scheint sich zu vereinigen, um die Möglichkeit des Denkens nicht zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Wir haben nicht Grund, an der Wahrheit des Berichtes über die Kamtschadalen zu zweifeln, daß sie den, der nicht ertrinken wollte, nicht in ihre Wohnung aufnahmen, nicht mit ihm sprachen noch ihm Nahrung oder eine Frau gaben. Von jenen Dajaks aber, welche das, was sie selbst für verständiger halten mußten, bei Geldstrafe verboten, weil es nicht das Alte war, erzählt nicht die Fabel.

Die Geschichte wird auch von uns erzählt.

Überall in Europa wiederholt man die Erzählung des Lebens Jesu und nicht nur als etwas, welches einst *gewesen* ist. Und wovon berichtet denn diese Geschichte wenn nicht von einem Kampf Jesu gegen das Herkommen für die reine Vernunft und von dem harten Schicksal dessen, der diesen Kampf unternommen hatte? Er mußte Käufer und Verkäufer aus dem Tempel hinaustreiben, der Gottes Haus sein sollte. Und wie lohnten dem, der die Sache des Volkes und der Menschheit führte und der ein Freund der Armen war, die Hüter und Pächter des Herkommens, die Vornehmen und Schriftgelehrten? Mit einem Tode, der einem unbefangeneren Fremden, dem Pilatus, so wenig verdient erschien, daß er Wasser nahm und vor dem Volke sich die Hände wusch: „ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten; ihr möget zusehen."

Und nun auf der anderen Seite!

Wenn die Dajaks für den, der nach der herkömmlichen Weise Holz fällte, keine besondere Belohnung bereit hatten, so gewiß für denjenigen, der das Vorurteil des Altertums, mochte es nun vernünftig oder unvernünftig sein, als höchste Vernunft verfocht.

Es wird erzählt, daß der fidschianischen Wittwe von den Ver-

wandten mit allen möglichen Überredungskünsten und Drohungen zugesetzt wurde, ihrem verstorbenen Manne in den Tod zu folgen; sie wußte recht wohl, daß das Leben hinfort für sie eine elende Existenz der Vernachlässigung, Mißachtung und Verlassenheit sein würde. So drängten sie sich, statt zu widerstreben, ungestüm zu dem Tode und dem bevorstehenden neuen Leben. Ehe die öffentliche Meinung etwas aufgeklärter wurde, haben die Missionare oft vergebens versucht, eine Frau, die sie hätten retten können, wenn sie nicht selbst sich geweigert hätte, vor der Würgschnur zu bewahren. Diese armen Geschöpfe wurden nun gewiß hauptsächlich von ihrem Aberglauben in den Tod gezogen; aber würden wir uns wundern zu hören, daß ein Wilder sein Leben hingab, nur um den Verstoß gegen eine alte Gewohnheit und die zornigen Mienen seiner Angehörigen zu vermeiden? nur um von ihnen mit zufriedenen liebevollen Worten in den Tod geleitet zu werden?

Aber wenn auch die Menschen der vernünftigen Überschreitung und Verbesserung des Herkommens sich so geneigt zeigten, wie sie nach dem Zeugnis der Geschichte je früher, desto mehr sich dem Versuch ungeneigt gezeigt haben: der reine Gemeinsinn — ein Gedanke — und die Natur, in der er verwirklicht werden soll — ein von außen Gegebenes — sind etwas durchaus Verschiedenes.

Daß unserem Dajak, mit welchem Grad von Vorsicht, Umsicht und Rücksicht er auch verfährt, die Einführung des verständigeren Verfahrens, Holz zu fällen, gelinge, geschweige, daß ihm noch bei Lebzeiten die für dieses Verdienst gebührende Anerkennung statt Strafe, Schimpf und Schande zuteil werde, kann, wer Menschen und Weltlauf kennt, wünschen und hoffen, nicht erwarten. Wir müßten sonst annehmen, daß zwischen der reinsten Überzeugung eines verständigen Menschen, welche ihn trotz aller Achtung vor der Erfahrung und Weisheit der Vorfahren zu einer vom Herkömmlichen abweichenden Handlungsweise treibt, und den Neigungen und Meinungen der Zeitgenossen eine natürliche Übereinstimmung herrsche und das Zeitalter der reinen Vernunft, dem wir uns mit allen Anstrengungen immer nur annähern, jemals da sei.

Unser Dajak aber maßt sich in seinem Thun an, das Wirkliche vernünftig zu machen. Der eigene Vorteil, dem die neue Methode mehr dient, Ehrgeiz, bei seinen Landsleuten die Verbesserung einzuführen, mögen den Dajak zuerst veranlaßt haben, an die Einführung der Neuerung zu denken. Wenn er nun aber, von seinem besonderen Interesse an der Sache ganz absehend, sie für das Richtige zu halten hat und sie deshalb unternimmt, so läßt er sich nicht nur von angenehmen Eindrücken der Sache leiten, sondern von demjenigen, was diese Sache an sich, für alle und immer ist. Sollte aber nicht nach demjenigen, was die Sache selbst ist, wie sein eigener Beifall, so derjenige seiner Landsleute sich richten und diesem alle Kräfte der Natur sich dienstbar erweisen?

So sollte es sein; und es würde so sein, wenn in der Natur die reine Vernunft herrschte; aber wir haben kein Recht, das, was wir wünschen und anstreben müssen, als in der Natur vorhanden vorauszusetzen.

Ist aber nun unser Dajak an die Vorurteile seiner Landsleute in dem Grade gebunden, daß er, was er für recht hält, unternehmen kann nur mit der Aussicht, daß ihm statt der dafür gebührenden Anerkennung Schimpf, Schande und Strafe zuteil werde? Oder kann er irgendwoher Mut schöpfen, so daß er die Schande als Lohn, den er zu erwarten hat, ruhig auf sich nimmt und seine Überzeugung verwirklicht?

Der Anwalt der freien Handlungen kann nur das größte Interesse daran nehmen, eine solche Quelle des Muts für den Menschen zu entdecken, welche ihn gegen alle Widerwärtigkeiten des Lebens in seinem Bemühen um Freiheit stark macht; ist er aber zugleich ein Freund der Wahrheit, so kann er dem Menschen nur solche Annahmen gestatten, die der Wahrheit der Natur nicht widerstreiten, auch wenn sie über alle Möglichkeit der Bewährung hinausgehen.

Der Naturforscher teilt nicht das Interesse für die Freiheit; ihn aber lehrt die Besinnung, daß sein Wissen von der Natur auf Eindrücke der Dinge eingeschränkt ist und daß das Wissen somit für ein anderes Dasein, als wir kennen, Raum läßt.

Dieser Gedanke eines anderen Daseins und einer anderen Welt, von dem der Naturforscher keinen Gebrauch machen kann, wird nun dem Anwalt der Freiheit überliefert, damit er aus ihm Kräfte ziehe, die den Menschen befähigen, im Sturme, wenn Wind und Wellen gegen ihn sind, das Steuer selbst in der Hand zu behalten.

Das Land des Wissens hat hier ein Ende; aber noch nicht das Reich der Wahrheit.

Eine Benutzung des Gedankens eines anderen Daseins, welcher selbst der Besinnung des Wilden nicht entgehen kann, zur Kräftigung der Bemühungen des Menschen in dem gegenwärtigen Leben dürfen wir schon früh in der Geschichte der Menschheit anzutreffen erwarten, nicht dürfen wir erwarten, daß die ersten Versuche noch uns genugthun können.

Vielmehr, es mußte geschehen, was man wohl in kleinen Städten an Feiertagen an den Eingängen zu einem Theater erlebt: nicht diejenigen kommen zuerst hinein, welche allein die Legitimation besitzen, sondern die am begierigsten sich vordrängen.

Bei wilden Völkern findet sich die Vorstellung vom Geisterlande d. h. von einem Traumlande, wohin die Seelen der Lebenden häufig gehen, um die der Verstorbenen zu besuchen.

Dort baut die Seele des toten Karenen mit den Seelen seiner Axt und seines Messers ihr Haus und schneidet ihren Reis; der Schatten des Algonkinjägers jagt die Seelen des Bibers und des Elennitieres und schreitet auf den Seelen seiner Schneeschuhe über die Seele des Schnees; der Sulu melkt seine Kühe und treibt sein Vieh zum Kraal; der pelzbekleidete Kamtschadale fährt in seinem Hundeschlitten; südamerikanische Stämme leben ganz oder verstümmelt, gesund oder krank fort in dem Zustande, in dem sie diese Welt verließen, sie führen ihr altes Leben weiter und haben auch ihre Weiber bei sich, aber, wie die Araukaner glaubten, sie bekommen wenigstens keine Kinder mehr, da sie nur Seelen sind.

So findet der Anwalt der Freiheit den Raum, welchen die Naturforschung ihm läßt, bei den Wilden besetzt durch den Wunsch, das

Leben, welches sie auf der Erde geführt haben, in einem anderen Dasein fortzusetzen.

Aber nicht immer durch den Wunsch: bei den Huronen scheint mehr die Furcht die Mutter des Glaubens zu sein. Sie meinen, daß die andere Welt mit ihren Jagden und Fischfängen, mit ihren vielgepriesenen Beilen, Büffelhäuten und Halsketten dieser Welt ganz ähnlich sei, aber die Seelen stöhnen und jammern Tag und Nacht.

Immer aber erscheint das künftige Leben bei den Wilden als eine Fortsetzung dieses Lebens, nach dem Bilde desselben und dem Eindruck, den dieses ihnen machte, entworfen und ausgeführt.

Wir können nun von einem anderen Dasein nichts wissen; haben wir trotzdem einen vernünftigen Grund, darüber etwas anzunehmen, so kann derselbe nicht den einen zu dieser, den anderen zu jener Annahme berechtigen; die Mannigfaltigkeit in den Vorstellungen der Wilden von einem anderen Dasein genügt schon als Grund der Verwerfung derselben.

Für den Anwalt der Freiheit aber ist das Merkwürdigste an den Träumen der Wilden, daß dieselben sich zu den Handlungen des Menschen in diesem Leben und zu den Vorzügen und Mängeln derselben gleichgültig verhalten. Es wird die hier gewohnte Thätigkeit dort von jedem fortgesetzt: der Kamtschadale fährt in seinem Hundeschlitten, der Sulu treibt sein Vieh zum Kraal.

Wer aber seine hiesige Lebensweise in einem anderen Dasein fortzusetzen hofft und erwartet, der muß wünschen, möglichst viel von seiner gewohnten Umgebung in die andere Welt mit hinüberzunehmen, und so hat der Aberglaube an die Fortsetzung des irdischen Daseins in einer anderen Welt zum Schlachten der Weiber und Sklaven und zur Schädigung des Eigentums zum Besten des Toten in der anderen Welt Anlaß gegeben.

Von den Leichenfeierlichkeiten angesehener Männer bei den Kajanen auf Borneo wird berichtet: Sklaven werden getötet, damit sie dem Verstorbenen folgen und ihn bedienen. Ehe sie getötet werden, schärfen ihre Angehörigen ihnen ein, sich große Mühe um ihren Herrn zu

geben, wenn sie zu ihm kommen, ihn zu behüten und gehörig zu frottieren, wenn er unwohl sei, immer in seiner Nähe zu sein und allen seinen Befehlen zu gehorchen.

Dann nehmen die weiblichen Verwandten des Verstorbenen einen Speer und verwunden die Opfer leise, worauf die Männer sie zu Tode speeren.

Auf der bis jetzt betrachteten ersten Stufe des Glaubens an ein künftiges Leben scheinen die Gesellschaftsinsulaner sich befunden zu haben, von denen Ellis nie vernehmen konnte, daß sie in der Welt der Geister irgend einen Unterschied in der Behandlung eines guten, edelmütigen und friedlichen Mannes und der eines Grausamen, Geizigen, Streitsüchtigen erwarteten.

Wenn aber das künftige Leben für dem jetzigen ähnlich gehalten wurde, so mußte sich natürlich mit der Zeit die Vorstellung entwickeln, daß das, was hier Glück und Ruhm verleiht, auch dort dazu verhelfe, und auf diese Weise setzt sich der Gegensatz in den irdischen Verhältnissen auch in die andere Welt nach dem Tode fort.

Charlevoix erzählt von Indianern, daß sie Anspruch haben, nach dem Tode auf den Prairien ewigen Frühlings jagen zu können, wenn sie hier gute Jäger und Krieger gewesen sind.

Dann konnte aber auch der Gedanke nicht immer ausbleiben, daß einem Guten dort zu teil werden könne, was ihm hier vorenthalten geblieben war.

In das glückliche Land Tongarsuks, des großen Geistes, kommen, wie Kranz berichtet, nur solche Grönländer, die zur (körperlichen) Arbeit getaugt haben (denn andere Begriffe von Tugend haben sie nicht), die große Thaten gethan, viele Walfische und Seehunde gefangen, sehr viel ausgestanden haben, im Meere ertrunken oder über der Geburt gestorben sind.

So wurde allmählig aus der Lehre von einer Fortsetzung des irdischen Daseins der Glaube an eine Vergeltung des Lebens auf der Erde in einer anderen Welt.

Die Wilden aber konnten in ihrem Glauben Lohn und Strafe

nur nach ihrer gewohnten Schätzung der Handlungen in diesem Leben bemessen und austeilen.

Jean de Lery erzählt von den rohen Tupinambas in Brasilien, daß sie glauben, die Seelen derer, welche tugendhaft gelebt, d. h. welche sich ordentlich gerächt und viele Feinde verzehrt haben, würden hinter die großen Berge gehen und in schönen Gärten mit den Seelen ihrer Väter tanzen.

„Die Guten sind gute Krieger und Jäger", sagte ein Pawnee-häuptling; Brinton, der diesen Ausspruch erwähnt, bemerkt dazu, daß das auch die Meinung eines Wolfes sein würde, wenn er sie ausdrücken könnte.

Dem Naturforscher gilt der Traum des Grönländers so viel wie der des Sulu. Der Anwalt der Freiheit aber läßt die Verurteilung des Aberglaubens der Wilden zu Recht bestehen, in dem Aberglauben des Barbaren aber, der zwischen dem Wilden und dem Feinen in der Mitte steht, wird er den Vorläufer desjenigen Glaubens erkennen, der auch uns noch genug thun kann.

Bei gebildeteren Völkern aber ist schon im Altertum die Menschheit über die Stufe der rohesten Barbaren hinausgeschritten. Auf der höheren Stufe treffen wir die alten Ägypter, in deren Unsterblichkeitsglauben man zwei Schichten von Vorstellungen unterschieden hat.

Die Wanderung in Tiere einerseits sowie der bestehenbleibende Zusammenhang zwischen der Seele und dem Leichnam, das gute und schlechte Leben jenseits des Grabes, der Übergang der Seele in den düsteren westlichen Hades oder in das strahlende Licht des Himmels — dies alles sind Vorstellungen, welche die ägyptische Religion mit den Religionen der roheren Menschenrassen verbinden. Aber andererseits schließen sich diese ursprünglichen und sogar rohen Vorstellungen durch die zugleich sittliche und ceremoniöse Art des Totengerichts an eine höhere sociale Entwicklungsstufe an, wie sich aus Bruchstücken des merkwürdigen „verneinenden Bekenntnisses" entnehmen läßt, das die Toten vor Osiris und den 42 Richtern in dem Totenlande Amenti ablegen mußten. „O ihr Richter der Wahrheit! Lernt mich

kennen! . . . Reinigt mich von meinen Fehlern! Ich habe den Menschen nicht wissentlich Böses zugefügt . . . ich habe nichts Falsches gesagt vor dem Richterstuhle der Wahrheit . . . ich habe nichts Gottloses gethan! ich habe den Arbeiter nicht mehr als sein Tagewerk thun lassen . . . ich habe den Diener nicht verläumdet bei seinem Herrn . . . ich habe nicht gemordet . . . ich habe niemand betrogen. Ich habe die Landesmaße nicht verändert. Ich habe die Bilder der Götter nicht beschimpft. Ich habe kein Stück von den Totenbinden entwendet. Ich habe keinen Ehebruch begangen. Ich habe dem Munde der Säuglinge die Milch nicht entzogen. Ich habe keine wilden Tiere auf die Weiden gejagt. Ich habe keine heiligen Vögel gefangen . . . Ich bin rein! ich bin rein! ich bin rein!"

Nicht nur bei den Ägyptern wurden so Vorstellungen, welche den höher strebenden Menschen bekunden, mit den von der Stufe der Wildheit herstammenden in Verbindung gebracht. Dies ist das gewöhnliche Verfahren, von dem sich auch die christliche Kirche nicht frei erhalten hat. Sie hat aus den Religionen der barbarischen Völker, welche sie verdrängte, einzelne Züge ins Christentum aufgenommen. Nur ging das Abwägen der guten und der bösen Seelen, wie man es auf jedem ägyptischen Mumienbehälter dargestellt sehen kann, in die Hände St. Pauls und des Teufels über.

Dies Verfahren der Religionen ist der Schwäche der menschlichen Natur angepaßt und kann ertragen werden, so lange es selbständige Wissenschaft von der Natur und selbständige Sittlichkeit nicht giebt. Sobald aber die Menschheit in den Besitz dieser Güter gelangt ist und diese Güter bewahren will, bleibt nur noch eine Wahl: entweder den Glauben an ein anderes Dasein ganz aufzugeben, da mit dem Aberglauben eines Sulu zusammen nicht einmal Naturforschung, mit dem eines Grönländers zusammen keine unabhängige Sittlichkeit bestehen kann. Oder es muß der Versuch unternommen werden, alles, was sich von der Stufe der Wildheit und der Barbarei her durch bloße Gewohnheit erhalten hat, durch Besinnung auszuscheiden und nur solche Vorstellungen von einem anderen Dasein zuzulassen, die mit der

Wahrheit der Natur und der Freiheit des Menschen in Frieden und Freundschaft zusammenbestehen können.

Die ungestalteten Gestalten des Taaroa und der Wolkenseele wurden zu Gunsten der Naturforschung von uns gegen die Vorstellungen des Ich und der Gottheit vertauscht, die zwar sich nicht schmeichelnd den Sinnen aufdrängen, aber für jedermann eben so faßlich sind wie jene Bilder. So ging bei der Beschränkung auf das Wahre und auf dasjenige, was mit Wahrheit zusammenbestehen kann, selbst das Verlangen der menschlichen Schwäche nach Faßlichkeit nicht leer aus.

Den Dajak, der gegen die Vorurteile seiner Landsleute das Rechte und Vernünftige, sei es auch nur in dem Verfahren beim Holzfällen, zu vertreten und durchzusetzen wagt und dafür nichts als Schimpf und Schande erntet, könnte zum Aushalten in seinem Unternehmen wenig die Erwartung seiner wilden Brüder in Afrika und Amerika ermutigen, mit den Landsleuten in einem künftigen Leben wieder zusammenzutreffen: sie fällen noch immer auf die gewohnte Weise ihr Holz und haben auch ihre Unduldsamkeit gegen jedes andere Verfahren mit hinübergenommen; Lohn und Ehre dem, der es beim Alten bleiben läßt.

Trotz der Feindseligkeiten seiner Angehörigen würde unser Dajak Mut behalten und in seinem Unternehmen nicht ermüden, wenn er vertrauen könnte, daß unter den Vorurteilen seiner Landsleute menschliche Natur und dieselbe menschliche Vernunft, die ihn leitet, verborgen ist. Er ruft die Vernunft in allen auf, indem er selbst die Vernunft laut werden läßt.

In jener Erzählung von den Dajaks wird ja sogar ausdrücklich berichtet, daß die Holzhauer das Verfahren der Weißen heimlich anzuwenden pflegten, wenn sie sicher sein konnten, daß keiner den anderen verraten würde. Nach einem Menschenalter wird das alte Herkommen durch die bessere Methode verdrängt worden sein. Aber würde der Dajak nicht auch ohne diese Erfahrung über sein Wissen hinaus auf die entgegenkommende Vernunft in den anderen haben hoffen und würde er nicht selbst über die Belehrbarkeit der Zeitgenossen hinaus auf eine Anpassung des Laufes der Natur an seine reine Überzeugung haben vertrauen dürfen?

Daß dieses ein Glaube, nicht ein Wissen und Vermuten ist, dies kann gerade ihn lehren, daß, so lange er lebt, seine Landsleute öffentlich keinen Schritt vom alten ausgetretenen Wege abweichen, daß sie ihn bis an das Ende seines Lebens für seinen Mut, abzuweichen, verfolgen, ja ihm über das Leben hinaus die Ruhe nicht gönnen.

Aber ist das Leben seines Volkes auf sein und seiner Zeitgenossen Leben beschränkt? Wenn nicht er und wenn nicht sie, so verschmausen die Nachkommen mit Behagen und Dankbarkeit die Früchte des Baumes, dessen Pflanzer nur zu leiden hatte. Und selbst wenn das Ende der Leiden eines Unternehmers für das Ende des verunglückten Unternehmens selbst zu halten ist, muß der Mensch, der das Rechte will, sich auf die Anerkennung der Menschheit eingeschränkt glauben, um dessen teilhaftig zu werden, was mit der Bewährung reiner Gesinnung verbunden sein sollte: Unterwerfung der Kräfte der Natur unter die Vernunft, Gelingen des Gewagten, Lohn, Ehre und Ruhm für die vollendete segensreiche That?

Wie, wenn der Tod der Anfang eines anderen Lebens wäre, von dem wir nichts wissen, von dem wir zu Gunsten der menschlichen Freiheit in diesem Leben nur fordern können, daß in jenem mit der Bewährung reinen Gemeinsinns während des irdischen Lebens derjenige Erfolg notwendig verknüpft sei, welchen wir auf der Erde nicht immer, nie vollständig finden und für die Erde nur im Streit gegen die Wahrheit annehmen würden?

Wir würden ein solches Leben nur dann nicht erdenken dürfen, wenn unser Dasein zwischen Geburt und Tod in die Natur wie in eine Nußschale eingeschlossen wäre.

Nun aber ist unser Dasein selbst während dieses Lebens auf der Erde nicht dasjenige, was ist, sondern nur dasjenige, was wir kennen.

Diese Vorstellung von einem künftigen Leben giebt dem Algonkinjäger nichts, der im Leben und nach dem Tode nur Biber und Elenntier jagen will; sie muß dem Grönländer selbst widerwärtig sein,

der den Einlaß in das glückliche Land Tongarsuks demjenigen vorbehalten wissen will, welcher zu der von ihm allein geschätzten körperlichen Arbeit getaugt hat. Aber diese Vorstellung vom künftigen Leben ist derjenige eine Glaube, der Wilden, Barbaren und Verfeinerten, ob einer sein Leben nur mit Jagen und Fischen hinbringt wie nordamerikanische Indianer, ob er keine rechtschaffene Arbeit verschmähen darf wie arme Einwanderer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mut giebt, über alle Wechselfälle des Lebens hinausgehoben treu bis ans Ende ihre reine Ueberzeugung zu bewähren.

Der Naturforscher ließ den Glauben an eine persönliche Gottheit als letzte Ursache aller Naturvorgänge als eine Möglichkeit, die seine Forschung nicht berührte, unbestritten stehen.

Genügt nun diese Möglichkeit noch unserem Dajak, der auf eine in der Natur seinen Bemühungen für Bewährung des reinen Gemeinsinns entgegenkommende Vernunft vertraut? Dieses über das Wissen hinausgehende Vertrauen kann er nur fassen, wenn er annimmt, daß die letzte Ursache aller Naturerscheinungen nicht nur eine allmächtige und allwissende Persönlichkeit ist, sondern daß die Gottheit die Natur selbst im Geiste des reinen Gemeinsinns erhält und regiert.

Dieser Glaube an einen gerechten Gott würde aber die Wahrheit des Geschichtsforschers, der von den menschlichen Handlungen und ihren Erfolgen berichtet, gefährden, wenn wir nicht hinzusetzen dürften, daß dieses natürliche Dasein nur das wirkliche, nicht das einzige und nicht das wahre Dasein ist und daß die Gottheit über diese und über jene Welt zusammen gerecht herrscht und noch im Jenseits vergelten kann, was hier unvergolten bleibt.

Dieses Glaubens an eine gerechte Gottheit bedarf der Kamtschadale nicht, der auf seinem Schlitten in die andere Welt hinüberfährt, um dort seine Fahrt ohne Ende fortzusetzen; vor dieser Gottheit würde der rohe Tupinamba scheu fliehen müssen, der nur diejenigen, welche sich ordentlich gerächt und viele Feinde verspeist haben, hinter die großen Berge gehen und in schönen Gärten mit den Seelen ihrer Väter tanzen ließ.

Aber um der Wahrheit und der Freiheit willen müssen wir auch in der Lehre von der Gottheit uns von dem herkömmlichen Verfahren der Religionen lossagen, mit wie großer Teilnahme auch der Anwalt der Freiheit bei einem Volke wie den alten Griechen die zunehmende Läuterung ihrer Gottesvorstellung verfolgen wird. War doch Zeus, der einst den Himmel selbst, dann den personificierten Himmel bezeichnete, der danach bei Homer als ein König über die olympischen Götter erscheint, endlich bei den Denkern nur noch eine Personifikation des obersten Natur- und Moralgesetzes.

Wir aber geben die ursprüngliche bildliche Vorstellung von der Gottheit ganz auf und erweitern, statt immer wieder nur das Alte neu zu machen, die von der Naturwissenschaft uns gestattete faßliche Vorstellung des allmächtigen göttlichen Geistes zu derjenigen des gerechten Richters über die Thaten der Menschen.

Ein Missionar disputierte mit einem Häuptling der Tobas und sagte: „Mein Gott ist gut und bestraft die Gottlosen." Worauf der Häuptling erwiderte: „Mein Gott (die Sonne) ist auch gut; aber er bestraft niemanden, zufrieden damit, allen Gutes zu thun." Auf wessen Seite wir uns in diesem Streit zu stellen haben, wenn wir nicht Wilde sind und bleiben wollen, kann nicht zweifelhaft sein.

Die gereinigten Begriffe von einer künftigen Vergeltung und von einem gerechten Gott als Beherrscher alles Daseins geben der Freiheit eine Stütze, die nie zusammenbrechen kann, und beschweren nicht das Wissen mit Vorstellungen, die über's Jahr wieder ausgeräumt werden müssen.

Der Naturforscher als Historiker schreibt die Geschichte von Sigismondo de Malatesta, dem Gewaltherrscher von Rimini, nach wie vor, wie seine Nachrichten fordern und gestatten. Dem Sigismondo wird Schuld gegeben: Mord, Notzucht, Ehebruch, Blutschande, Kirchenraub, Meineid und Verrat und zwar in wiederholten Fällen; als das Gräßlichste endlich die versuchte Notzucht an seinem eigenen Sohn Roberto, welche dieser mit gezücktem Dolch zurückwies. Er wurde vom Papst Pius II., der von ihm sagte: „Sigismondo kannte die

Historien und besaß eine große Kunde der Philosophie, zu allem, was er ergriff, schien er geboren", excommuniciert, in effigie verbrannt und bekriegt. Wir wissen aber nicht anders von ihm, als daß er 1467 ruhig in seinem Bette starb. Und der Geschichtschreiber wird sich ohne Urteil mit der Notiz begnügen, daß in derselben Zeit Werner von Urslingen auf seinem silbernen Brustschilde die Inschrift trug: Feind Gottes, des Mitleids und der Barmherzigkeit. Denn er hat einfach zu berichten, was geschehen ist.

Wir begannen mit der Grundlegung einer Wissenschaft, welche die menschlichen Handlungen natürlich erklärt, und schritten fort zu einer Verurteilung desjenigen, was so natürlich zu erklären ist. Aber aus dem Verworfenen wurde der Gegenstand einer neuen Wissenschaft für das Leben herausgesichtet, diese endlich fand ihre Vollendung in einem Nachziehen der bisher nur punktierten Grundlinien des reinen Glaubens.

Zu diesen neuen Wissenschaften gelangten wir, ausgehend von den sonderbaren Bewegungen der Indianer in Florida bei dem Niesen ihres Häuptlings.

Ähnlich hat der Naturforscher gelernt, aus verachteten und weggeworfenen Stoffen die herrlichsten Farben herzustellen.

Den rohen Geister- und Götterglauben der Wilden mit samt seinen Fortsetzungen bis in die neuere Theologie und Schulphilosophie hinein mußten wir, indem wir, wie die Europäer mit dem australischen Continent, verfuhren, ausrotten und durch die reinen Vorstellungen des Ich, des Willens, des göttlichen Geistes ersetzen.

Von dem Glauben an eine Vergeltung der menschlichen Gesinnung in einem Jenseits trafen wir das Vorspiel auf der Stufe des Barbaren, auf derselben, wo wir den Tartaren Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch blindlings an einem unverständlichen Brauche hängen sahen. Hier bedurfte es nur der Erweiterung und Befreiung des Herkömmlichen von einengenden Schranken und der Läuterung desselben durch Besinnung.

So hat sich uns eine Ansicht von Lichtenberg bewährt, die er so

ausdrückt: „ich glaube, der sicherste Weg, den Menschen weiter zu bringen, wäre, durch die polierte Vernunft des verfeinerten Menschen die blinden Naturgriffe des Barbaren (der zwischen dem Wilden und dem Feinen in der Mitte steht) mit Philosophie zu verfeinern."

5.

Diejenigen, welche am Ausgange des Mittelalters nach unabhängigem Wissen von allen natürlichen Dingen und nach selbständigem Leben strebten und sich doch nicht von der christlichen Kirche gleichgültig oder feindlich abwandten, mußten eine Verfassung der Kirche, ihrer Lehre und ihres Gottesdienstes verlangen, welche jenen Bestrebungen in Wissen und Leben günstig war, und diese Verfassung, soweit sie nicht vorhanden war, einzuführen suchen.

Die Kirchenverbesserung nun, welche in Deutschland im sechszehnten Jahrhundert durchgesetzt wurde, veranlaßte die Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses, welches am 25sten Juni 1530 als das Äußerste, was man zum Frieden bieten könne, vor der Reichsversammlung zu Augsburg durch die sächsischen Kanzler verlesen wurde. In diesem Augsburger Bekenntnis treffen wir Lehren an, welche dem Freund des neuen Geistes mehr als das Alte genug thun mußten.

Nach dem vierten Artikel wird gelehrt, daß Menschen vor Gott nicht durch eigene Kräfte, Verdienste oder Werke gerechtfertigt werden können, sondern daß sie aus Gnaden um Christus willen durch den Glauben gerechtfertigt werden. Nach dem sechszehnten Artikel mögen Christen, wie es in der deutschen Ausgabe des Bekenntnisses heißt, in Obrigkeit-, Fürsten- und Richteramt ohne Sünde sein, nach kaiserlichen und andern üblichen Rechten Urteil und Recht sprechen, Übelthäter mit dem Schwerte strafen, rechte Kriege führen, streiten, kaufen und verkaufen, aufgelegte Eide thun, Eigenes haben, ehelich sein u. s. w.

In demselben Artikel werden diejenigen verdammt, „so lehren, daß christliche Vollkommenheit sei, Haus und Hof, Weib und Kind leiblich verlassen und sich der vorberührten Stücke äußern, so doch dies allein rechte Vollkommenheit ist: rechte Furcht Gottes und rechter Glaube

an Gott. Denn das Evangelium lehret nicht ein äußerlich, zeitlich, sondern innerlich, ewig Wesen und Gerechtigkeit des Herzens und stoßt nicht um weltlich Regiment, Polizei und Ehestand, sondern will, daß man solches alles halte als wahrhaftige Ordnung." In diesen Bestimmungen zeigte die deutsche Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts, daß sie anderer Art sei als die Rückbildungen, durch welche man in früheren Jahrhunderten die Kirche zu erneuern versucht hatte. Sie kam dem Geiste, der sich von der Vormundschaft der Kirche und der geistlichen Lehrer über das Thun und Lassen unabhängig machen und nicht mehr die Zeit nach den Vorschriften der Kirche durch allerlei „kindische unnötige Werke" als Rosenkränze, Heiligendienst, Mönchewerden, Wallfahrten u. s. w. vertreiben wollte, durch Geringschätzung der äußeren Werke zu Hülfe.

Konnte doch im zwanzigsten Artikel des augsburgischen Bekenntnisses schon die Bemerkung gemacht werden, daß selbst der Widerpart genannte kindische unnötige Werke nun nicht mehr so hoch rühme als vor Zeiten.

In diesem Glaubensbekenntnis schien verwirklicht, was der gemeinsame Gedanke der frommen, auf Reformation sinnenden Gelehrten des funfzehnten Jahrhunderts war: die Auffassung des Christentums als eines rechtfertigenden, seligmachenden Glaubens.

Wenn aber die Befreiung des Menschen von der Kirche und der Priesterherrschaft eine vollständige und dauernde sein sollte, so durfte die Lehre vom Glauben, wovon zu reden nun auch die Gegner gelernt hatten, „davon sie doch in Vorzeiten gar nichts gepredigt haben", nicht Alleinbesitz des geistlichen Standes bleiben.

Diese Lehre mußte von jedem gefunden werden können, sie konnte in der Bibel gefunden werden, welche die Reformatoren in deutscher Übersetzung dem Volke in die Hand gaben.

Von ihr heißt es im Eingange der am 28. Mai 1577 vollendeten Concordienformel: „die heilige Schrift bleibt allein der einige Richter, Regel und Richtschnur, nach welcher als dem einigen Probiersteine

sollen und müssen alle Lehren erkannt und geurteilt werden, ob sie gut oder bös, recht oder unrecht seien."

Damit hörte die Unbestimmtheit und Willkür auf, welcher das Volk preisgegeben war, so lange angesehene Kirchenväter, Scholastiker und Mystiker auf unbestimmte Weise als Autoritäten des Glaubens galten.

Es war auch der zweiten Forderung, welche den frommen reformatorisch gesinnten Gelehrten des funfzehnten Jahrhunderts gemeinsam ist, genug gethan: dem Wunsche nach Läuterung der Kirche an der heiligen Schrift. Das Verlangen im Volke nach der heiligen Schrift hatten seit dem Jahre 1450 vierzehn Ausgaben der hochdeutschen Bibel befriedigt.

Aber es wurde nicht nur die Quelle der Glaubenslehre jedem zugänglich gemacht. Im fünften Artikel wird gelehrt, daß solchen Glauben zu erlangen Gott das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sakrament gegeben habe, dadurch er als durch Mittel den heiligen Geist gebe. Damit trat man den Schwärmern entgegen, „so lehren, daß wir ohne das leibliche Wort des Evangelii den heiligen Geist durch eigene Bereitung, Gedanken und Werke erlangen", und sicherte der Religion ihre volkstümliche jedem faßliche Gestaltung.

Freilich hatte die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts bei allen Abweichungen dasjenige mit den früher versuchten Rückbildungen gemein, daß von einer späteren, mannigfach verunreinigten Überlieferung zu einer älteren zurückgekehrt wurde.

Regel und Richtschnur des Glaubens bildete in der verbesserten Kirche eine Schrift; Lehrer und Leiter dieser Kirche mußten Schriftgelehrte sein; diese Lehrer und Leiter brauchten nur in der Schrift gelehrt zu sein. Ein Zeitalter der Schriftgelehrsamkeit brach an. Wenn man Luther hört, so sollte man glauben, daß Schriftgelehrsamkeit die menschliche Wissenschaft ausmache. Im 25sten Besserungsvorschlag des Sendschreibens an den christlichen Adel deutscher Nation sagt Luther: „Das möchte ich gern leiden, daß des Aristoteles Bücher von der „Logik", „Rhetorik", „Poetik" behalten oder sie in andere

kurze Form gebracht nützlich gelesen würden, junge Leute zu üben wohl reden und predigen. Daneben hätte man nun die Sprachen: Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, die mathematischen Disciplinen, Historien. — — Die Ärzte lasse ich ihre Facultäten reformieren."

Wie aber verhielt sich die Reformation zu dem Gedanken des Raymund de Sabunde? Dieser hatte in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts die Meinung ausgesprochen, die Erkenntnis müsse von dem göttlichen Buch der Natur anheben, welches allen gemein, jedem am nächsten, den Laien lesbar und von Ketzern unfälschbar ist?

Der Glaube war von den Reformatoren zwar auf ein allen zugänglich gemachtes Buch, zu dessen wahrem Verständnis doch immer nur Schriftgelehrte den Schlüssel besitzen konnten, gegründet, der Glaube gründete sich nicht auf das allen zugängliche Buch, auf Natur und Vernunft.

Zu einem so begründeten Glauben konnten sich die den Naturforschern sich anschließenden Denker in England und Frankreich nicht anders als ablehnend verhalten. Für sie mußte die Glaubenslehre der augsburgischen Konfession nur eine andere Art des Wahns sein als der Glaube der römisch-katholischen Kirche, dieser als der Glaube des rohen Australiers an Bajame, den Donnerer.

Von derjenigen Klasse von Menschen, welche nur glauben wollen, was man nicht nur glauben sollte, und den Glauben, der nicht immer wieder durch Wahrnehmung bestätigt wird, leicht fertig ausräumen, sogenannte Atheisten, soll es schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, 30—40 Jahre vor dem Regierungsantritt Ludwigs des Vierzehnten, in Paris 50000 gegeben haben.

Mehr Nachrichten haben wir über den Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich.

Der englische Philosoph Priestley sagt von seinem Pariser Aufenthalt im Jahre 1774: „alle Philosophen, die ich in Paris kennen lernte, glaubten nicht ans Christentum und waren sogar offene Atheisten."

Die Jahre 1758—1770 werden von Buckle nach Lacretelle als diejenige Zeit angegeben, wo atheistische Ansichten rasch Boden gewannen, wo jedes religiöse Gefühl als ein Traum und als eine Unordnung des Geistes erschien. Im Jahre 1764 fand Hume im Hause des Baron Holbach eine Gesellschaft der berühmtesten Franzosen, die damals in Paris lebten. Der große Schotte, der ohne Zweifel die vorherrschende Ansicht merkte, nahm Veranlassung, eine Erörterung zu beginnen, ob es denn eigentlich Atheisten gebe; er selbst, sagte er, habe nie einen gesehen. Worauf Holbach erwiderte: „Da sind Sie doch unglücklich gewesen, in diesem Augenblick sitzen Sie aber gleich mit siebzehn zu Tisch."

Im September 1775 sprach der Erzbischof von Toulouse in förmlicher Adresse an den König im Namen der Geistlichkeit aus, daß der monströse Atheismus die herrschende Meinung geworden sei.

Aber wenn nun auch die aufgeklärten und für Aufklärung wirkenden Männer in Frankreich und England so wenig wie an Zeus an Christus glauben wollten, so war doch das Christentum der anderen Leute so gut wie der Glaube des Guineanegers an Klötze und Götzen für sie eine vorhandene Meinung der Menschen und eine sich auf ganz andere Weise als die Ansichten über Sonne und Planeten im Thun und Lassen der Menschen kund gebende Meinung.

Über die ganze Erde verbreitet ist die Ceremonie des Gebets, das Wenden des persönlichen Geistes an einen persönlichen Geist. Die Völkerkunde hat jedoch von vielen wilden Racen zu berichten, welche die Existenz von Geistern zugeben, ohne vielleicht auch nur in Gedanken zu denselben zu beten.

Aber unter Voraussetzung des Glaubens an mächtige Geister scheint es dem Menschen nahe zu liegen, sich bei gegebener Veranlassung an sie zu wenden und zu versuchen, durch Worte und Handlungen auf sie zu wirken. An solchen Anlässen kann es aber in einer Welt nicht fehlen, in der, wie Euripides sagt, nichts sicher ist, nicht Ruhm und Ansehen, nicht Glück, in der die Götter alles durcheinander mischen, Verwirrung stiftend, damit wir aus Unkenntnis sie verehren.

Was die Menschen auf die Knie wirft, hat im achtzehnten Jahrhundert David Hume im dritten Abschnitt der natürlichen Geschichte der Religion ausgesprochen. Es ist öfter die Betrübnis als die angenehmen Erregungen. Glück wird leicht als Schuldigkeit hingenommen, sagt er, und es wird wenig nach seiner Ursache oder nach seinem Urheber gefragt. Jedes widerwärtige Ereignis erschreckt uns und erweckt Fragen betreffs der Ursachen, durch die es entstand; es erwachen Besorgnisse mit Rücksicht auf die Zukunft; und der Geist, in Mißtrauen, Schrecken und Trauer versunken, nimmt seine Zuflucht zu jedem Mittel, jene verborgenen geistigen Mächte, von denen unser Schicksal vollständig abhängen soll, zu beschwichtigen. Bei allen geistlichen Volkslehrern ist nichts gebräuchlicher als die Vorteile der Betrübnis auseinanderzusetzen. Diese bestehen darin, daß die Betrübnis den Menschen zu einer schuldigen Religionsempfindung bringt dadurch, daß sie ihr Vertrauen und ihre Sinnlichkeit niederdrückt, welche in Zeiten des Glückes sie die göttliche Vorsehung vergessen lassen.

Hume würde dem Sprichwort „Not lehrt beten" zustimmen, und daß er dasjenige, was die Menschen zum Gebet ihre Zuflucht nehmen läßt, richtig angegeben hat, wird von neueren Reisenden bezeugt. So erzählt Erman in seinen Reisen in Sibirien, indem er von der gefährlichen Schiffahrt auf dem Baikalsee spricht: „in Irkutsk heißt es, nur auf dem Baikalsee im Herbste lerne ein Mensch von Herzen beten."

Weshalb die Menschen von Herzen beten, hat Hume erklärt. Aber verstehen wir damit schon den allgemeinen regelmäßigen Gebrauch des Gebets und die Eigentümlichkeiten dieses Gebrauchs? Diese scheinen ihre Erklärung nur in ausdrücklichen Verordnungen von Religionsstiftern, beim Christentum z. B. in Lehren Jesu über das Gebet, welche wir im sechsten Kapitel bei Matthäus lesen, zu finden. Hier giebt Jesus, nachdem er vor einigen damals und immer herrschenden Mißbräuchen gewarnt hat, vor dem auf der Straße beten und dem viele Worte machen, mit den Worten „also sollt ihr nun beten", allen denen, die sich ihm anschließen, im Vaterunser ein Mustergebet.

Wie aber die Muhammedaner dazu kommen, ihre Gebete mit

gewissen Stellungen des Körpers zu verrichten, — der Betende wendet sich nach der Lage von Mekka — darüber giebt nicht die Natur des Menschen, sondern nur die Geschichte des Muhammedanismus Aufschluß.

Wir dürfen nun wohl annehmen, daß die geschichtliche Begründung der Gebräuche des Gebets auch im achtzehnten Jahrhundert bekannt war, aber sollte man in der Religion die Satzung höher schätzen, als Chesterfield das Herkommen im Leben zu schätzen vermochte? Strebte man doch gerade über alles von Menschen Festgesetzte hinaus zur Natur.

Man hat später die Abhängigkeit der religiösen Vorstellungen und Bräuche von alter Überlieferung wieder ohne die Verachtung, welche die Aufklärung dafür hegte, ansehen gelernt. Das neunzehnte Jahrhundert scheint aber nicht zu Ende gehen zu sollen, ohne die Menschheit etwas Wertvolleres als alle Geschichte, nämlich die rechte Benutzung der Geschichte zum Verständnis der überlieferten Vorstellungen und Bräuche, gelehrt zu haben.

Die Satzung, mit welcher der Gelehrte einer herrschenden Religion sich beschäftigt, ist nicht die einzige. Dem Forscher, der die Religionen der Erde überblickt, erscheinen die Satzungen des Christentums über das Gebet als *ein* Versuch unter vielen; mag dieser Versuch der gelungene sein, so sind doch die minder gelungenen, die gleichzeitig auf niederen Bildungsstufen gemacht werden oder die früher gemacht sind, als ein Beitrag zum Verständnis von jenem zu benutzen.

Luther sagt im großen Katechismus: „wo irgend ein frommer Christ bittet: Lieber Vater, laß doch Deinen Willen geschehen; so spricht er droben: Ja, liebes Kind, es soll ja sein und geschehen, dem Teufel und aller Welt zu Trotz."

Dieses Gebet, das dem Menschen sehr fern zu liegen scheint, ist ohne Zuhülfenahme der dritten Bitte im Vaterunser: Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden, nicht zu verstehen, es ist nicht zu verstehen, wie ein Mensch zu einer solchen Bitte kommen kann.

Aber die Richtung einer Bitte von einem persönlichen Geist an

einen persönlichen Geist ist diesem Gebet mit der einfachen Bitte des Fetischmannes gemeinsam, welche er des Morgens spricht, indem er Wasser in den Mund nimmt: „Himmel! gieb, daß ich heute etwas zu essen habe."

Es läßt sich nun eine fortschreitende Entwicklung durch eine Vergleichung der Gebete auf der Stufe der Wildheit mit denen auf höheren Bildungsstufen darthun.

Tylor führt das Gebet eines Nutkaindianers an, der sich zum Kriege rüstete: „Großer Quahootze, laß' mich leben, nicht krank sein, laß' mich die Feinde finden und sie nicht fürchten, sie schlafend finden und eine große Zahl von ihnen töten!"

Außer solchen Gebeten von größerer Ausdehnung werden als bei den Wilden gebräuchlich kurze Formeln erwähnt wie von den Sulus: „Leute unseres Hauses, Vieh!" „Leute unseres Hauses, Glück und Gesundheit!" „Leute unseres Hauses, Kinder!"

Die Gebete der Wilden stimmen darin überein, daß die Wünsche auf den persönlichen Vorteil des Bittenden eingeschränkt sind.

Und welches Bedenken sollte den Menschen abhalten, seine Wünsche den Göttern wie naheſtehenden vermögenden Menschen auszusprechen, wenn diese so menschlich gedacht werden, wie der Sulu seine Vorfahren sich denken muß? Mit zunehmender Besinnung aber mußte der Mensch bedenklicher werden. Der Athener Sokrates sagte sich, daß er von den Göttern nichts wisse, er glaubte aber, daß sie alles vermögen. Hiernach verstehen wir, was Xenophon in den Denkwürdigkeiten von Sokrates erzählt: er flehte die Götter nur ganz einfach an, ihm das Gute zu geben, als die am besten wüßten, was gut sei, und lehrte, daß die, welche um Gold oder Silber oder unumschränkte Gewalt oder etwas dieser Art bitten, immer um etwas dem Erfolge nach Ungewisses bitten.

Aber wenn auch Sokrates, mit dem Sulu verglichen, als ein aufgeklärter Wilder zu bezeichnen ist, so steht er doch mit ihm auf demselben Standpunkt, insofern beide um gute Gaben für sich bitten.

Vergleicht sich nun der Sulu mit den Leuten seines Hauses, so

kann er trotz aller Achtung und Bewunderung derselben sich durch diesen Vergleich nicht sehr gedemütigt fühlen.

Anders, wenn er oder ein anderer Mensch, der nicht, wie Sokrates, mit seiner Gottheit auf gleichem Fuße steht, sich mit der Gottheit des Sokrates vergleicht.

Müßte er sich nicht gering erscheinen und meinen, daß er den Anforderungen einer solchen Gottheit an sein Leben nicht genügt habe und nicht genügen könne?

Auf dieser Stufe finden wir die alten Arier und die modernen Parsis. Der alte Arier betete: „Aus Mangel an Kraft, Du starker und glänzender Gott, habe ich Unrecht gethan; habe Erbarmen, Allmächtiger, habe Erbarmen! . . . So oft wir Menschen, o Varuna, die himmlische Schaar beleidigen, so oft wir das Gesetz, wenn auch unwissend, brechen, habe Erbarmen, Allmächtiger, habe Erbarmen!"

Der moderne Parsi aber betet: „Meine Sünden, die ich gegen den Herrscher Ormuzd, gegen die Menschen und die verschiedenen Arten der Menschen begangen habe . . . Betrug, Mißachtung, Götzenverehrung, Lügen, ich bereue sie . . . Alle und jede Art der Sünde, die meinetwegen unter den Menschen begangen wurde oder die ich der Menschen wegen begangen habe; verzeihe, ich bereue und bekenne sie!"

Aber diese Gebete der bereits veredelten Völker um Verzeihung und Erbarmen teilen doch mit denen der wilden Stufe nicht nur die Voraussetzung des Daseins der Gottheit, sondern die Annahme der Möglichkeit, durch Bitten auf sie zu Gunsten der Wünsche des Bittenden zu wirken. Die Gebete der Wildheit aber erhalten sich neben den edleren Formen bis auf die höchsten Bildungsstufen in Übung. Man hat darauf hingewiesen, daß sich auch im Christentum eine endlose Reihe von Gebeten fortsetzt, die im Prinzip von denen der wilden Zeiten nicht verschieden sind: daß das Wetter sich nach unseren lokalen Bedürfnissen richte, daß wir den Sieg über alle unsere Feinde gewinnen, daß uns Leben und Gesundheit, Glück und Wohlstand zufallen möge.

Ein Geschichtsforscher wie Tylor hat durch Nebeneinanderstellung

der Gebete von verschiedenen Bildungsstufen eine allmähliche Entwickelung und Veredelung dieses Brauches in der Menschheit wahrscheinlich gemacht; eine Antwort auf die Frage, was Wilde und Barbaren zu dem eigentümlichen Brauch des Betens veranlaßt, hat er nicht geben wollen.

Es ist anzunehmen, daß er, hiernach gefragt, sich mit dem Hinweis auf die von Hume hervorgehobene Hülfsbedürftigkeit des Menschen begnügen würde. Not lehrt beten; nur daß auf höheren Bildungsstufen die Menschen die sittliche Schwäche und Unreinheit so sehr als die größte Not zu schätzen angeleitet sind, daß sie die Bitte um Vieh, Kinder, Gesundheit und Glück fast zu vergessen scheinen. Hat man doch in der katholischen Kirche selbst die vierte Bitte des Vaterunsers, die einzige, die sich auf leibliches Bedürfnis bezieht, in unmenschlich überfliegendem Bestreben nicht darauf beziehen wollen.

Es giebt freilich Erklärungen auch des Betens, das in der Menschheit seine Geschichte hat, ohne Beachtung der Geschichte aus dem Sinne des Gelehrten, der die betrachtete Sache zu der seinigen macht. Wenn man solche Erklärungen als philosophisch bezeichnet, macht man der Philosophie kein Kompliment.

Ein berühmter protestantischer Theologe des neunzehnten Jahrhunderts sagt in seiner Dogmatik: „das Gebet in allen seinen Gestalten ist der natürliche Ausdruck unserer Gemeinschaft mit Gott und erreicht also seinen Zweck in sich selbst."

Das Verhältnis des Dogmatikers, der diese Bestimmung giebt, zur Gottheit im Gebet mag in diesen Worten genügend ausgedrückt sein, aber der Fetischmann will jedenfalls mehr als seine Gemeinschaft mit der Gottheit anzeigen, mehr auch der Christ, der in der Weise Jesu betet: Unser täglich Brot gieb uns heute.

Wenn der Theologe sich nicht auf seine eigenen Gedanken von der Sache beschränkt hätte, so hätte er das innige Verlangen der Seele, welches das Gebet auf allen Stufen kund giebt, nicht außer Acht lassen können.

Aber solche wenig umsichtigen Erklärungsversuche verwerfen heißt

nicht sich mit Hume auf die Not und mit den Historikern auf die Satzung beschränken. Der Naturforscher wenigstens muß in der bisherigen natürlichen Erklärung des Gebetes die Beachtung eines Gedankens, der sich uns bei Besinnung notwendig aufdrängt, vermissen.

Der Dajak, welcher für die bessere Methode, Holz zu fällen, eintritt und dieselbe nach seiner Überzeugung als das Richtige trotz der Feindseligkeiten seiner Landsleute durchsetzt, mag dies nur um der Sache willen zu thun meinen. Vielleicht thut er es in Wahrheit doch nur für seinen eigenen größeren Vorteil ohne sachgemäße Berücksichtigung des Gesamtinteresses der Seinigen, welches trotz aller Vorzüge der neuen Methode gegen die Zulassung und die dadurch bewirkte Stärkung des Einflusses der Weißen sprechen mag. Vielleicht würde er es nicht ohne den Wunsch, sich den Namen eines Aufgeklärten zu verschaffen, durchsetzen, vielleicht will er mit der Neuerung den in Vorurteilen befangenen Landsleuten nur einen Ärger bereiten. Bei ernstlicher Selbstprüfung würden ihm solche unsachliche Beweggründe seines Verhaltens wohl nicht entgehen.

La Rochefoucauld sagt Maxime 11: Man ist oft fest aus Schwäche und waghalsig aus Furchtsamkeit, und wir konnten schon an einer anderen Stelle von demselben tiefen Menschenkenner die Bemerkung anführen, daß das Interesse alle Arten von Sprachen spricht und alle Arten von Rollen spielt, selbst die des Uninteressierten.

Das Antreffen solcher Unreinheit in den Beweggründen des wirklichen Handelns würde jedoch nicht zu der Annahme berechtigen, daß dieselben nicht haben rein sein können; wohl zu dem Zweifel, ob sie jemals rein gewesen sind.

Wenn ich aber zu jeder Zeit, wo ich bei Sinnen war, das Rechte nur um seiner selbst willen wollen konnte und doch einräumen muß, daß ich es nie so rein gewollt habe, so muß ich diese Unreinheit des Willens gewollt haben. Wenn ich nun, nachdem ich auf diesen Argwohn gegen mich selbst geführt bin, auf mein Leben rückwärts blicke, so verliert vielleicht gerade die That, welche mir bis jetzt als die größte erschien und als solche von anderen gepriesen wurde, ihren Glanz; die

Wertschätzung kehrt sich um: was hoch schien, wird niedrig, das Niedrige wird erhöht.

Mag Demosthenes mit Recht von der Anklage frei gesprochen werden, aus den Schätzen des Harpalos einen goldenen Becher, der ihm besonders in die Augen geleuchtet habe, selbst zwanzig Talente wert und mit zwanzig Talenten gefüllt, bei Nachtzeit in seinem Hause in Empfang genommen zu haben, an diesem Maßstabe des reinen Willens gemessen, ist er vielleicht nicht höher zu schätzen, würde er sich selbst nicht höher geschätzt haben als den Harpalos, den Verwalter des Schatzes zu Ekbatana, der aus den ihm anvertrauten Schätzen die ungeheure Summe von 5000 Talenten zusammenraffte und nach Griechenland hinüberfloh.

Was wir aber auch von unserer wirklichen Gesinnung zu denken haben, die Reinheit des Willens selbst bleibt gültige Forderung.

Das Bedürfnis also nach Reinigung seiner selbst muß von jedem Menschen, der sich besinnt über das, was er ist, und das, was er sein soll, empfunden werden.

Dem jetzt entdeckten allgemein menschlichen Bedürfnis kann an Allgemeinheit in der menschlichen Natur nur das Bedürfnis nach Speise und Trank an die Seite gesetzt, auch dieses nur verglichen werden.

Zu dem Argwohn gegen sich selbst kann durch Weckung der Vorstellung eines reinen, nur von der Sache bestimmten Willens schon ein Kind veranlaßt werden. Er ist unvermeidlich, wenn zu dem Bewußtsein der Eingeschränktheit des Wissens und der unnachläßlichen Forderung des reinen Gemeinsinnes die Erfahrung der eigenen Schwächen, Fehltritte, Vergehen hinzukommt.

Nun denke man, daß einem jungen Parsen, in dem das Bewußtsein jenes allgemein-menschlichen Mangels als seines eigenen Mangels erweckt ist, das vorhererwähnte Gebet mit dem Schluß: Verzeihe, ich bereue und bekenne sie! mitgeteilt werde.

Muß er nicht meinen, in den Worten dieses Gebetes einen Ausdruck seines Bedürfnisses nach Reinigung gefunden zu haben und in dem Aussprechen dieser Bitte dasjenige zu thun meinen, was er selbst

zur Befriedigung jenes allgemeinen, niemals abnehmenden Bedürfnisses thun kann? Wie sollte er dieses bequeme Mittel nicht gern anwenden, wie, wenn er einmal an dieses Erleichterungsmittel sich gewöhnt hat, es sich wieder entreißen lassen?

Und wenn von ihm gefordert würde, täglich 108 Kugeln durch die Hände gleiten zu lassen und dazu 108 mal die Bitte zu wiederholen, es ist ein geringer Preis für dasjenige, was ihm dafür zuteil wird.

Lichtenberg sagt einmal: „es giebt eine Art enthusiastisch bußfertiger Sünder, die schon in der Erzählung ihrer Missethaten mit Einschiebseln zu büßen anfangen und eine Beruhigung darin finden, sich anzuklagen." Ist es doch so viel leichter, sich selbst zu peinigen, als sich selbst zu reinigen.

Nun geht allerdings das Verlangen der Sulus an die Gottheit nicht über Vieh, Kinder, Gesundheit und Glück hinaus, aber daß er des Erbarmens der Götter bedarf, die, wenn sie auch nur seine Vorfahren sind, ihm herrlicher erscheinen als er selbst, dessen wird sich schon der Wilde bewußt.

Dahin weist, wenn nicht Ausdrücke in den Gebeten selbst, das mit der Anwendung des Gebetes verbundene Verhalten.

Bei den Osagen in Nordamerika pflegte man bei Tagesanbruch Gebete an Wohkonda, den Herrn des Lebens, zu richten. Der Betende zog sich ein wenig von dem Lagerplatze oder von den Genossen zurück, und mit vorgegebenem oder wirklichem Weinen, mit lauter ungewöhnlicher Stimme und in klagendem jammerndem Tone heulte er Gebete wie das folgende: „Wohkonda, erbarme Dich, ich bin sehr arm; gieb mir, was ich gebrauche; gieb mir Erfolg gegen meine Feinde, damit ich den Tod meiner Freunde rächen kann. Möge es mir vergönnt sein, Skalpe zu nehmen, Pferde zu nehmen!"

Aber das Gefühl leiblicher Not überwiegt auf der Stufe der Wildheit das Bewußtsein sittlicher Schwäche und vertritt die Stelle desselben, auf der höheren Bildungsstufe in dem Gebete des Parsen drängt sich das Gefühl der sittlichen Schwäche vor bis zur Anmaßung der Alleinberechtigung.

Zu diesem Gebet des etwas verfeinerten Menschen verhält sich das Gebet des rohen Wilden wie das Lallen des Kindes zum Sprechen.

Was aber wird aus dem Gebet des Parsen um Erbarmen und Verzeihung, wenn infolge der Verfeinerung der Glaube an das Dasein einer Gottheit, auf die man wirken könnte, geschwunden ist und der Gespensterglaube sich noch nicht hinreichend wieder entwickelt hat, wie bei europäischen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts, wie bei Schopenhauer?

Schopenhauer sagt im vierten Buche des ersten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung": „Unser Zustand ist ein ursprünglich und wesentlich heilloser, der Erlösung aus welchem wir bedürfen. Die Erlösung wird nur durch den Glauben d. i. durch eine veränderte Erkenntnisweise gewonnen, und dieser Glaube selbst kann nur durch die Gnade, also wie von außen kommen. Dies heißt, daß das Heil ein unserer Person ganz fremdes ist, und deutet auf eine zum Heil notwendige Verneinung und Aufgebung eben dieser Person."

So wird am Anfang und am Ende der Entwickelung die Entfernung dessen, was auf dem Menschen lastet, von außen, von den Göttern oder Gott weiß, woher, erwartet, und ist es anders in der Mitte? Auf allen Stufen aber ist es die Schwäche des Menschen für das Sinnliche, Natürliche, welche ihn die Beseitigung des Mangels auswärts zu suchen treibt.

Hume hatte mit seinem Hinweis auf die Not die mehr oder minder häufige und ernstliche Anwendung des Gebetes erklärt. Der Historiker begründete die abweichenden Gebetsgebräuche bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Religionsgemeinschaften. Die Philosophie lehrt das Gebet als eine allgemeine Erscheinung in der Menschheit verstehen. Damit ist die natürliche Erklärung des Gebetes vollendet.

In der Geschichte des Gebetes bezeichnet der Name des Sokrates diejenige Stufe, auf welcher der Mensch mit dem Neger der Goldküste um Reis und Yams und Gold zu bitten verschmäht, aber um so mehr um alles Gute nach dem Ermessen und der höheren Einsicht der Gottheit bittet. Sokrates will nur um dasjenige beten, was

gewiß gut ist. Das Gebet, das ihm sein Schüler Plato am Ende des Phädrus in den Mund legt, lautet: „Lieber Pan und ihr Götter alle, die ihr hier gegenwärtig seid, gebet, daß ich im Inneren schön sein möge und daß alles Äußere, was ich habe, meinem Innern befreundet sei. Der Weise ist reich; mir möge so viel Gold zu teil werden, als der Weise tragen und mit sich führen kann."

Die Gebete der Wilden nun, das des Sokrates inbegriffen, sind auf ihrem eigenen Standpunkte, dem des Glaubens, durch die Worte Jesu in der Bergpredigt beseitigt: „es weiß euer Vater, wessen ihr bedürftig seid, noch ehe ihr ihn bittet."

Ein Gebet wie das der Parsen würde dem Sokrates wegen der darin ausgesprochenen Selbstdemütigung der Gottheit gegenüber widerwärtig gewesen sein. Hätte er es als verkehrt erweisen können?

Wie aber heute? Die Unreinheit des menschlichen Willens als wirklich eingeräumt —, ist das Aussprechen des Gebets der Parsen, wie empfunden und wahr gemeint dasselbe auch sei, ein dem Übel angepaßtes Heilmittel?

Das Übel ist eine Abhängigkeit des Willens von der Natur, eine Verkehrtheit desselben, die der Mensch selbst, weil er das Bequemere und Leichtere vorzieht, will.

Dasjenige, was das Übel wegschaffen soll, ist: Eingestehen der Unreinheit des Willens, Ausdruck des Schmerzes darüber, Bitte, es ungeschehen sein zu lassen. Wenn dieses von jenem frei machen kann, so giebt es auch heute noch Zaubermittel. Ein Zaubermittel ist aber auch der Branntwein.

Von seltsamer Beschaffenheit war, was den reinen Glauben und die reine Sittlichkeit in dieser Welt zu vertreten sich anmaßte, aber zuletzt begegnet uns hier die seltsamste aller Verwechselungen.

So wird auch die Vollendung der natürlichen Erklärung des Gebetes zu einer Verurteilung aller bisher angewendeten Gebete, so fern diese Anwendung irgend das, was der Mensch bedarf, verschaffen und leisten soll.

Das Gebet, das die Theologen, welche sich auf ihre Religions-

urkunden und deren Ausbeutung einschränkten, den Aufklärern des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber neu und fest begründet zu haben meinen konnten, hat die Religionsvergleichung des neunzehnten Jahrhunderts dadurch, daß sie das Gebet der höheren Bildungsstufen nahe an das der Wilden gerückt und als damit engverwandt gezeigt hat, erschüttert. Aber wenn wir bei der Religionsvergleichung stehen bleiben, könnte leicht geschehen, daß wir zwar keine Formel mehr über die Lippen zu bringen vermögen, daß aber „das innige Verlangen der Seele" Befriedigung heischend fortbesteht. Endlich würde nur noch ein „leeres Sehnen" übrig bleiben. Denn dieses ist dasjenige, was ein Mann wie Schopenhauer allein übrig gelassen hat; ein Sehnen ins Nichts, welches früher oder später mit gebotener geringer Kost sich zu befriedigen wieder lernen wird. Erst die von Kant begründete Aufklärung hat das Gebet mit den Wurzeln ausgegraben.

Aber wenn die Besinnung auf dem Standpunkte des Naturforschers gegen den Wahn der Befriedigung eines sittlichen Bedürfnisses durch sinnliche Mittel Einspruch erheben muß, so kann es dem Philosophen doch nicht in den Sinn kommen, den Gedanken des Dajaks von einer Grundverkehrtheit seines Willens bei aller Tadellosigkeit der äußeren Handlungen zu bestreiten.

Ohne diese Annahme durfte der Wilde sich darauf beschränken, alles dasjenige, wozu ihn Neigung und Umstände veranlassen, so zu verwirklichen, daß es von allen gebilligt werden kann, indem er jeden neuen Tag als einen neuen Morgen des Lebens betrachtet.

Wenn er nun aber unter jener Annahme, damit nicht zufrieden, die bewußte und vorsätzliche Aneignung eines von aller Hingebung an die natürlichen Neigungen sich frei erhaltenden Willens an Stelle des von den Neigungen nicht losgerissenen natürlichen Willens für notwendig hält und demgemäß sich bemüht, wird der Philosoph zu den leicht Fertigen gehören können, die diese größere Gründlichkeit und Ernsthaftigkeit bekämpfen? Er wäre sonst nicht der Anwalt der Wahrheit nnd der Freiheit, der über der Aufrechterhaltung dieser Güter der Menschheit wacht.

Wie beschaffen dieser zu erwerbende neue Wille sein muß, richtet sich danach, von welchen Gefahren der natürliche Wille eines Menschen besonders bedroht und welchen er nach dem Urteil der Selbstprüfung besonders erlegen ist. Diese sind bei jedem andere, bei einem Cardanus, der von sich bekennt, er sei ein falscher Spieler, rachsüchtig, gegen jede Reue verhärtet, absichtlich verletzend im Reden gewesen, andere als bei einem Savonarola, dem Reformator von Florenz.

Aber ist nicht eine Gefahr, die unter immer neuen, wechselnden Gestalten jedem droht, der Mensch ist? Dies ist die Gefahr, selbst dasjenige, was man als recht erkannt hat, nicht unerschütterlich und unablenkbar zu wollen, weil es recht ist, sondern weil es mir — dem höher stehenden Menschen, dem „feiner fühlenden" — gefällt; — und so das Menschenrecht auf das Belieben und durch das Belieben zu stützen.

In dem Thun und Lassen, dem äußeren Bild des Willens, mag derjenige, der dieser Gefahr erlegen ist, trotzdem unerschütterlich wie der alte Cato sein ceterum censeo behaupten.

Diese Gefahr für jedermann lernt aber jedermann nur in und aus dem Leben kennen und auch nur das Nachdenken über das Leben selbst lehrt uns den siegreichen Überwinder aller Gefahren und Hindernisse des reinen Willens kennen. Wer aber dasjenige, was er sein soll, aus demjenigen, was er ist, zu lernen hat, der lernt niemals aus.

Jeder Versuch, das Bild des Menschen, wie er sein soll, nach dem Leben zu zeichnen, giebt nur die schwachen Umrisse des Bildes, an dessen Ausführung alle Menschen arbeiten. Nur eine solche Umrißzeichnung hat der Verfasser dieser Schrift im fünften Teil des „Antäus. Neuer Aufbau der Lehre Kants über Seele, Freiheit und Gott." gegeben.

Begnügt sich nun aber der Mensch nicht, dieses Bild des wahren Menschen in Gedanken zu zeichnen, sondern macht er es zum Vorbilde seines eigenen Willens und ruht nicht, bis auch die äußere Gestalt der Werke und Thaten diesen neuen Willen kund giebt, so wird der Naturforscher und Philosoph hiergegen nicht dieselbe Einwendung machen können wie gegen das Gebet des Parsen. Denn nun entspricht

die Befriedigung dem Bedürfnis, Denkungsart wird durch Denkungsart, Altes durch Neues ersetzt.

Auch muß dieses Mittel als vollkommen seinen Zweck erfüllend gelten, als eine Herstellung des Urbildes der Menschheit in den Menschen, die nie dieses Urbild gewesen sind.

Wenn wir nur gewiß sein können, daß der Mensch nicht wirklich wird, sondern selbst nur wirklich werden will dasjenige, was er nie gewesen ist? Ja, wenn es sich nur um einen neuen Anzug des Menschen handelte, um etwas, dem zuerst der Mensch sich anzupassen hätte, damit es endlich ihm passe.

Wer nicht allein am Bilde hängt und nicht an Zauberkraft des Bildes glaubt, muß bescheiden annehmen, daß sich leicht etwas Ähnliches ereignen kann, wie es von den Amakosas berichtet wird: sie vertauschten nach ihrer Bekehrung zum Christentum ihren göttlichen Vorfahren Utixo mit dem Christengott und sagten nun beim Niesen: „Erhalter, sieh' auf mich!"

Obgleich nun der Mensch nichts Anderes thun kann als den natürlichen Willen durch den Vorsatz eines reinen Lebens in der Welt und unter allen Schwierigkeiten der Lebensumstände ersetzen und keine Macht im Himmel und auf Erden außer ihm selbst ihm die Reinheit, deren er bedarf, verschaffen kann, so muß er doch am Abend selbst eines nicht verschwendeten Tages sagen: ich habe nicht gethan, was ich konnte und sollte; ich habe nicht verdient, was ich nicht entbehren kann. So steht trotz aller Bemühungen der Mensch nach allen eigenen Bemühungen eben so unvollkommen da wie vor denselben.

Wenn er aber wirklich gethan hat, was in seinen Kräften stand, so kann er bei der Eingeschränktheit seines Wissens das Vertrauen fassen, daß von einem gerechten Richter ihm die Schwäche der Menschlichkeit, die er einräumt, nicht angerechnet werde. Dann aber darf er auch hoffen, daß seine mangelhaften Leistungen, er braucht nicht zu wissen, wie, ergänzt werden und daß seine bisherigen wie seine zukünftigen Bemühungen in dieser bescheidenen menschlichen Gesinnung für dasjenige, was er als recht erkannt hat, durch diejenigen Mächte

der Natur, die nicht unter seiner Hand sind, unterstützt und verwirklicht werden.

Wenn aber dieses Vertrauen, diese Hoffnung und dieser Wunsch in bittenden Gedanken und Worten Ausdruck finden, so kann über dieses Gebet als gleichfalls „ein inniges Verlangen der Seele, ausgesprochen oder unausgesprochen", der Philosoph nicht dasselbe Verwerfungsurteil sprechen wie über dasjenige der Parsen. Denn hier wird für das Verlangen von etwas, was nicht in des Menschen Kräften steht, ein Ausdruck gesucht, nachdem er dasjenige, was er vermag, geleistet hat.

Von jenem unwahren Gebet unterscheidet sich dieses wahre, wie von dem Gebet des alten Ariers: „Aus Mangel an Kraft — — habe ich Unrecht gethan; habe Erbarmen, Allmächtiger, habe Erbarmen!" die fünfte Bitte des Gebetes Jesu: „Und vergieb uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldigern." Jedoch ist aus der überlieferten Gebetsformel der Arier und Parsen allein noch nicht auf einen verkehrten Gebrauch derselben zu schließen. Wir könnten Gebete von fast gleichem Wortlaut aus dem Christentum des Jahres 1882 in einer deutschen Großstadt anführen. Aber der Gebrauch allein unterscheidet das rechte Gebet vom unrechten.

Wir bleiben also endlich bei derjenigen Auffassung des Gebetes als der richtigen stehen, welche bereits dem Kambyses zugeschrieben wird: „Wir müssen selbst erst Hand anlegen, das Unsrige thun und alsdann Gott um gute Gaben anflehen." Dieser Auffassung scheint auch Konfucius nicht fern zu stehen, wenn er sagt: „Der Mensch muß zuerst sein Teil thun; wenn er alles gethan hat, dann kann er erwarten, daß der Himmel es vollende."

Wie Traum zur Erfüllung aber verhält sich zu diesem, daß Achill im sechszehnten Gesange der Ilias ein Gebet an Zeus verrichtet, nachdem er sich zuvor die Hände gewaschen hat.

Das Vertrauen nun und die Hoffnung unter der angegebenen Bedingung und der Ausdruck derselben im Gebete sind unabhängig von allem Wissen über die Natur und nicht minder von allen Ansichten

darüber, welche Handlungen unter welchen Umständen dem Menschen zu thun obliegt.

So konnte ein Laplace beten, der erklären durfte, für die Astronomie die Hypothese eines Gottes nicht nötig zu haben, so ein Muhammedaner, der die Anrufung der Heiligen und den Bilderdienst der Christen verwarf und sich unmittelbar an den einen Gott wandte. So hätten die Ureinwohner Amerikas beten können, die ihr Leben mit Jagd und Fischfang zubrachten, so zu beten wird der mittellose moderne Amerikaner vielmehr Bedürfnis haben, dem in den Schwierigkeiten des Lebens keine rechtschaffene menschliche Thätigkeit zu gering sein darf.

Nicht vereinbar ist dieses Gebet mit einem Bemühen, wie man es bei Muhammedanern findet, die Zahl der gesetzlich vorgeschriebenen Gebete zu überschreiten, noch mit der Meinung der Buddhisten, mit der Leistung der an den 108 Kugeln abgezählten Gebete nichts Wertloses, Kindisches und Unnötiges geleistet zu haben. Auch würde sich dieses Gebet nicht mit der etwaigen Behauptung von Gesellschaftsinsulanern vereinigen lassen, daß der Glaube an das Dasein von Taaroa und Beweis dieses Glaubens durch Handlungen und Gebräuche alles sei, was der Mensch zu leisten habe.

Hier ist nun ein genau bestimmter Begriff davon, wie sich zu einander verhalten dasjenige, was der Mensch zu leisten hat, und dasjenige, wozu er sich empfangend verhalten muß, was er aber, er braucht nicht zu wissen, wie und wodurch, als gewährt und geleistet annehmen darf, auch wenn er selbst es nicht zu leisten vermag. Auf dieser Bestimmtheit aber des Begriffs vom wahren Gebet beruht die Brauchbarkeit desselben für das Leben, da man aus ihm entnehmen kann, was man zur Genugthuung für diese Welt und für alle anderen, von denen kein Mensch wissen kann, zu thun und zu lassen hat. Gewonnen aber haben wir diesen Begriff aus dem Leben des Menschen, indem wir die Beweggründe seiner Handlungen von dem Standpunkte des Naturforschers, der sich besinnt, und zugleich des Anwaltes der menschlichen Freiheit erwogen.

Dieser Begriff aber kann von jedem entwickelt werden, der sich

auf die natürliche Eingeschränktheit des menschlichen Wissens auf Eindrücke unbekannter Dinge besinnt und zugleich das, was er als recht erkennt, im Leben bewährt und hochhält, ohne doch sein Thun und Lassen bei aller ernsten Bemühung gerade wegen des Ernstes und wegen der Gründlichkeit zu überschätzen.

Dieses Begriffes ist ein Hirte, der sein Leben hinter seiner Herde verbracht hat, mächtig, wenn er sich besinnt. Ihn zu erlangen hätte einem Helvetius, selbst wenn er gewollt hätte, sehr schwer werden müssen. Wenigstens mußte ihn seine Ansicht, daß die Menschen in ihrem Thun und Lassen nicht nur vom Vergnügen und Interesse geleitet werden, was kein Besonnener bestreiten wird, sondern daß sie von diesem allein sich leiten lassen sollen, daran hindern. Auch dies eine Bestätigung der Wahrheit des alten Volkswortes: die Gelehrten die Verkehrten.

Die englisch-französische Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren Fortsetzern im neunzehnten konnte wohl auf Grund des humeschen Grundsatzes von der Eingeschränktheit der menschlichen Vorstellungen auf die Eindrücke der Dinge den Versuch machen, den Glauben an Christus wie an Zeus unterschiedslos zu zerstören. Aber so wenig wie sie den gemeinen Glauben mit allen seinen Irrtümern von Grund aus vernichten konnte, da sie gar nicht bis auf den Grund hinunterdrang, so wenig war sie im stande den Glauben in besserer, gereinigter Gestalt wiederherzustellen.

Beides mußte mit einander von einem und demselben Manne geleistet werden, es ist geleistet von Kant.

Schon die Auffindung von Gebeten so ähnlicher Beschaffenheit, wie das des Ariers und dasjenige des Parsen sind, muß die Vermutung eines allgemein-menschlichen Bedürfnisses veranlassen, als welches durch den Gebrauch dieser Gebete befriedigt werde. Aber erst die Philosophie lehrt uns, daß diesem Bedürfnis ein allgemein-menschliches Bewußtsein der Unzulänglichkeit des Menschen zu Grunde liegt. Dieses können wir zwar dadurch, daß wir uns in Genüsse und Arbeiten hineinstürzen und vergraben, nicht zu Worte kommen lassen und seine

Stimme überschreien, aber die Besinnung über das vergangene Leben weckt es in jedem, wenn auch nur auf Augenblicke. In Folge dieser Besinnung aber erkenne ich das allgemein-menschliche Bewußtsein der Unzulänglichkeit als meinen eigenen Zustand.

Was aber in der eigenen Zurechnung des allgemein-menschlichen Zustandes für mich selbst mit einander in eins verschmolzen wird, das scheidet die Besinnung der Philosophie, welche Scheidekunst ist, als Erkenntnis eines wirklichen Zustandes meiner selbst von dem Gedanken des allgemein-menschlichen Mangels.

Wenn aber der Mensch diese Unzulänglichkeit als eine Thatsache seines eigenen Lebens anerkannt hat, wie sollte er, der für alle Zustände in der Natur Ursachen suchen muß, unterlassen können, nach einer Ursache dieser Willensverkehrtheit zu fragen? Die Thatsache aber ist von ganz besonderer, einziger Art.

Man höre nur, wie vor der Entwickelung der neueren Naturwissenschaft und Philosophie dieselbe von einem bedeutenden Schrift- und Sprachgelehrten als Wortführer des Volkes beschrieben ist.

Melanchthon spricht in der ersten Ausgabe der loci theologici, der wissenschaftlichen Glaubenslehre der deutschen Reformation, von einer angeborenen Neigung und einem natürlichen Verwirklichung suchenden Drange, wodurch wir zum Unrechtthun getrieben werden. Er vergleicht so empörend wie verkehrt diesen Trieb mit der natürlichen Kraft in der Flamme, durch welche sie in die Höhe getragen wird, mit der Kraft des Magneten, wodurch er das Eisen an sich zieht.

Muß nun nicht die Ursache eines solchen Unwiderstehlichen im Menschen als der Wirkung angemessen gleichfalls von einziger Art sein?

Aber was in der Natur sollte als eine Begründung dieser einzigartigen Thatsache der Willensverkehrtheit, welche nur in Gedanken erfaßt werden kann, gelten können? Es ist nicht möglich, daß dem Menschen, der sich besinnt, ein Natürliches genug thue, und es ist erklärlich, daß der Mensch bei seiner Vorliebe für das sinnlich Gegebene eine Thatsache der Natur sich genügen läßt.

Nun nehme man an, daß unserem Soldaten (um endlich zu ihm zurückzukehren) von seinen Lehrern in der Jugend beigebracht sei, daß alle Menschen von einem Stammvater abstammen, einem reinen übermenschlichen Menschen. Dieser Gottähnliche aber habe durch Übertreten eines Gebotes seinen hohen Rang und Vorzug eingebüßt und sei aus dem herrlichen Garten, in dem er zuerst mit seinem Weib lebte, hinausgetrieben. Wir, seine Nachkommen, aber sind nicht einmal in dem Garten geboren und haben ihn nie zu sehen bekommen. Warum nicht? Kann es nicht so angesehen werden, als sei ein natürlicher Zusammenhang zwischen der Verschuldung des ersten Menschen und den Folgen derselben möglich, unter denen die von ihm Abstammenden leiden?

Es werde nun von diesem Stammvater gelehrt, was Paulus im Brief an die Römer im fünften Kapitel gelehrt hat, indem er nach dem Vorgange der jüdischen Rabbinen Adam, den Stammvater nach der jüdischen Religionsurkunde, als Bild und Vertreter aller Menschen ansieht: „durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen; durch die Sünde der Tod; also ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, dieweil alle gesündigt haben. Durch des Einen Vergehen sind die Vielen gestorben."

Muß nicht diese bei aller Dunkelheit wegen ihrer Bildlichkeit faßlich scheinende Lehre als Befriedigung des Verlangens nach einer Ursache der einzigartigen, mehr als natürlichen Thatsache der Willensverkehrtheit angesehen, gern ergriffen und festgehalten werden?

Ist nun unser Soldat seit seiner Kindheit nicht nur mit dieser paulinischen Lehre und den Folgerungen aus derselben vertraut, sondern mit allem, was sie voraussetzt, hat er von Adam, der Abstammung aller Menschen von Adam, dem Fall Adams, dem Verderben der Menschheit infolge dieses Falles immer wie von geschichtlichen Thatsachen reden hören, wie sollte er nicht sagen: „Es kann kein Zweifel sein, mit der Bejahung oder Verneinung (der Frage, ob alle Menschen von einem Paare abstammen?) steht und fällt (die Lehre von der Schuld und Unreinheit der Menschheit und) das ganze historische Christentum, der einfachste, schlichteste Bibelglaube ebenso gut als das

ganze Gebäude unserer kirchlichen Lehrbegriffe stürzen zusammen, und unserer wissenschaftlichen Theologie, so weit sich dieselbe eins weiß mit der Kirche, wird der Boden unter den Füßen weggezogen"?

Wundern werden wir uns vielleicht nur, daß diese Worte im Jahre 1854 ein berühmter Naturforscher, ein deutscher Professor der Physiologie gesprochen hat.

Einem Physiologen liegt mit der Besinnung auf seinem Standpunkte, auf dem des Naturforschers, sehr vieles nahe, was nicht dem Soldaten.

Sollte er nicht den menschlichen Zustand der Unzulänglichkeit, dessen Begründung gesucht wird, von der vielleicht weniger gewissen Begründung desselben unterscheiden?

Sollte er nicht den notwendigen Gedanken des allgemein-menschlichen Zustandes mit der Anerkennung desselben für das eigene Leben und die eigene Person unvermischt lassen?

Und wird er dann noch die Begründung des allgemein-menschlichen Zustandes — eines nur zu denkenden —, der in jedem Menschenkinde nur in einem unbestimmbaren Grade verwirklicht wird, mit dem Soldaten in einer geschichtlichen Thatsache wie dem Fall Adams suchen können?

Die Entscheidung der Frage aber, ob die Menschen von einem Paare und von einem Stammvater abstammen, wird der Naturforscher, wenn er diesen Namen verdient, wie auch immer Urkunden aus dem Kindesalter der Menschheit dieselbe beantwortet zu haben scheinen, der Naturwissenschaft vorbehalten.

Dem Naturforscher als solchem scheint die Auffassung von freisinnigen Theologen nahe zu liegen, welche die wirkliche Unreinheit des menschlichen Willens als eine dem Menschen angeborene Lust zur Verunreinigung des Willens auffassen. Wilde Begierden, heißt es einmal etwas rednerisch bei Karl Hase, schlummern in jeder Brust, die Sünde der Väter wird (zwar an Kindern und Kindeskindern nicht gerächt, aber) als sündhaftes Gelüst in ihnen neu geboren, ein Erbe von arger Luft und Verführung pflanzt sich fort von Geschlecht zu

Geschlecht. Dieselben einer natürlichen Betrachtungsweise huldigenden Theologen sind rasch bereit, neben Erblastern auch eine Fortpflanzung von Erbtugenden — ein Pflaster auf die Wunde — in edlen Völkern und edlen Geschlechtern anzunehmen.

Aber mag der Naturforscher als solcher sich ihnen zuneigen, die Besinnung auf dem Standpunkte des Naturforschers muß geschichtliche Zustände dieser Art als unzureichend zur Begründung dessen, was mehr sein muß, als wir je in Wirklichkeit antreffen können, was nicht nur ein Naturzustand ist, abweisen nicht minder als vorher das Vergehen des Stammvaters der Menschen.

Daß aber die Menschen gern in irgend einem geschichtlichen Vorgang oder Zustand die Erklärung der Willensunreinheit sehen, setzt den Leser dieser Schrift nicht mehr in Verwunderung. Es ist ein neuer Fall des von Anbeginn über Menschen herrschenden Gesetzes, in dem Nächsten das Unsichtbare, welches sie suchen, zu finden und das Faßliche dem Wahren vorzuziehen.

An die Vollendung der Wissenschaft von der Willensverkehrtheit und den Versuchen der Erklärung derselben durch Übernatürliches oder Natürliches schließt sich an die Verwerfung aller bisherigen Ableitungen der Unreinheit des Menschen, sofern dasjenige, woraus man ableitete, ein sinnlich Gegebenes oder ein in der Natur zu Gebendes wär.

Das allgemein-menschliche Bewußtsein der Unzulänglichkeit und Unreinheit ist ein auf menschlichem Standpunkt notwendiger Gedanke. Ihn erkennt jeder bei Besinnung über sein vergangenes Leben als Thatsache seines eigenen Daseins. Wenn diejenigen, die auf ein schuldbeflecktes Leben zurückzublicken haben, diese Thatsache leichter erkennen und schmerzlicher fühlen, so ist doch in Wahrheit, an dem Maßstabe der Freiheit des Willens gemessen, der Beste der Menschen dem Schlechtesten, Demosthenes einem Harpalos gleich.

Wo wir als Menschen die Ursachen der Knechtschaft des Willens allein zu suchen haben, darauf machen die Freisinnigeren unter den Theologen aufmerksam.

Zwar mit Citaten und Redensarten wie: „das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären" ist die Aufgabe der Ableitung noch nicht einmal in Angriff genommen.

Menschen aber steht allein zu, für die argen Verkehrtheiten eines Cardanus nach Veranlassungen z. B. in den Familienverhältnissen desselben sich umzusehen. Und einiges werden wir immer finden, wenn wir suchen. Beginnt doch der Lebenslauf dieses Mannes damit, daß seiner Mutter die versuchte Abtreibung der Leibesfrucht nicht gelang.

Nun aber allein den schlechten häuslichen Verhältnissen und dem Mangel an Erziehung aufbürden, daß Cardanus es mit der Wahrheit nicht genau nahm, würde über dasjenige, was wir behaupten dürfen, hinausgehen. Nichts berechtigt den Denker, dem Menschen die Erkenntnis des Rechten und die Fähigkeit zu wollen und zu thun, was er als recht erkannt hat, zu bestreiten, und wir können uns deshalb mit keinem Naturzustande, den wir finden, als Ursache der Rachsucht, Bosheit und Verlogenheit des Cardanus zufrieden geben.

Damit aber treten wir noch nicht den jüdischen Rabbinen bei, dem Apostel Paulus und seinem Anhang, die in einem übermenschlichen Stammvater der Menschen, in Adam, den Urheber der Sünde gefunden zu haben meinen.

Das Verdienst dieser Gründlicheren, aber Eingeschränkteren unter den Theologen ist allein, der Menschheit im Gedächtnis erhalten zu haben, daß sie sich mit keiner natürlichen Erklärung der allgemeinmenschlichen Unzulänglichkeit, welche wir denken müssen, zufrieden geben dürfe.

Nach der Auffassung der Willensverkehrtheit und ihrer Begründung richtet sich nun aber auch, was wir für das Leben zur Beseitigung der Unreinheit, zur Herstellung der Reinheit als erforderlich anzunehmen und zu thun haben.

Diejenigen, nach denen sich ein Erbe von arger Lust und Verführung von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, können an einer Veranstaltung von Menschen Genüge finden, in welcher durch Zucht und Lehre jenem Übel entgegengewirkt wird und in welcher die Menschen

einander zur Befreiung vom Joch der Natur und zum Anfangen eines rechtschaffenen Lebens — die Starken den Schwachen — helfen.

Den Gründer dieser Anstalt für die Menschheit werden sie als einen weisen Lehrer verehren. Was sie bedürfen, ist Weisheit, Vernunft, Gerechtigkeit, freie Geistesgemeinschaft mit einem hohen Meister ihrer Gattung.

Die anderen aber, denen durch ein Vergehen alle Menschen in Verdammnis gerieten, müssen etwas gleich Übernatürliches zur Entfernung des Makels, der durch kein Wasser aus einer natürlichen Quelle weggewaschen werden kann, verlangen.

Sie müssen das, was sie suchen, gefunden zu haben meinen in der Lehre des Paulus im fünften Kapitel des Römerbriefes, daß eine gerechte Handlung für alle Menschen zur Rechtfertigung des Lebens ward.

Denn so wie durch den Ungehorsam des einen Menschen die vielen zu Sündern gemacht worden sind, also werden auch durch den Gehorsam des einen die vielen gerecht gemacht werden. Dieser eine ist nun nach dem Apostel Paulus der von den Juden gekreuzigte Jesus.

Die Veranstaltung aber von Menschen, welche sie zur Beseitigung des menschlichen Verderbens für notwendig halten müssen, wird ihnen nichtig erscheinen, wenn sie nicht auf diesen einen Gehorsamen und die eine gerechte Handlung des Gehorsamen gegründet ist, diese in sich bewahrt und zur Mitteilung an die Menschen bringt. Vielmehr als Zucht und Lehre wird ihnen Anschluß der Menschen an diese Veranstaltung nötig scheinen und Aufnahme der mehr als natürlichen Thatsache, welche derselben zu Grunde liege.

Die Philosophie aber muß eine natürliche Veranstaltung im Sinne der ersteren für eine nicht zureichende Befriedigung des Bedürfnisses und eine übernatürliche Veranstaltung im Sinne der andern für hinausgehend über das Bedürfnis des Menschen halten. Auch diese letztere also verfehlt den Zweck des Menschen und ist also nicht weniger unzureichend als die Lehr- und Zuchtanstalt des Naturfreundes unter den Theologen.

Dasjenige, was not thut, ist Erneuerung und Reinigung des Menschen vom Willen her bis zu der im täglichen Thun und Lassen bewährten Gesinnung.

Es ist eine schlimme Selbsttäuschung, wenn der Mensch dies schon durch Teilnahme an einer Gemeinschaft zu erlangen meint, welche die eine gerechte Handlung des einen Gehorsamen überliefert und als eine Thatsache durch Lehre und Bräuche dem Einzelnen mitteilt.

Wir würden, wenn wir dieser Meinung uns überließen, in einen Wahn derselben Art wie die Freisinnigeren, welche sich der Natur näher halten, hineinrennen. Beide Parteien meinen, ein Übersinnliches, das sie suchen, in einem Sinnlichen, Natürlichen gefunden zu haben, wobei die Freunde der Natur mit ihrer Lehre, Zucht und Fürsorge wenigstens ein Wertvolles, wenn auch nicht die Sache selbst, welche not thut, die Reinheit und Freiheit des Willens, erreichen. Die anderen aber mit ihrer Hochschätzung der Teilnahme an einer übernatürlich begründeten Gemeinschaft, an ihren übernatürlichen Lehren und Bräuchen sind in Gefahr, ganz von der grünen Weide des Lebens auf dürre Haide hinauszugeraten.

Warum neigen aber so viele Menschen gerade zu diesem Irrtum? Lichtenberg sagt: „der gemeine Mann hält bei seinem Kirchengehen und Bibellesen die Mittel für den Zweck. Ein sehr gewöhnlicher Irrtum".

Es ist nicht das erste Mal in dieser Schrift, daß wir der Verwechselung eines Sinnlichen mit einem Unsichtbaren begegnen.

Für Menschen allezeit das Nächste ist eine Vereinigung zu einer Anstalt für Lehre, Zucht und Fürsorge. Ja, diese erscheint so sehr als das Menschen einzig Zustehende, daß wir eine in alter Zeit auf dem Grunde der paulinischen Ansicht gebildete Gemeinschaft, welche die ihr zu Grunde liegende übernatürliche Thatsache erhalten und überliefern soll und sich auf Reden von dieser Thatsache und auf Gebräuche zur immer neuen Versinnlichung und Belebung dieser Thatsache beschränkt, zu einer Zucht- und Lehranstalt für jedermann, groß und klein, vermenschlichen müssen.

Was wir in dieser Gemeinschaft, welche alle Menschen ohne Unterschied des Alters, des Standes und der Bildung umfassen kann, im kleineren Kreise, an uns selbst zur Reinigung und Erneuerung der Denkungsart thun, ist das Einzige, was wir zu leisten vermögen. Daß es genüge, ist nie zu behaupten. Aber auch hier bleibt Menschen das Vertrauen, daß, wenn sie nach ihrem Vermögen gehandelt haben, ihr schwacher Wille als genugthuend angesehen und das unvollkommene Wollen zur That ergänzt werde.

So enden wir mit dem Vertrauen auf die Gnade einer Macht, die wir nicht kennen.

Mußten wir uns diese unbekannte Macht zunächst als einen allmächtigen, danach als einen gerechten Weltherrscher vorstellen, so erscheint derselbe nun im Verhältnis zu den Menschen, die sich zu einer der Absicht nach die ganze Menschheit umfassenden Anstalt der Lehre, Zucht und Fürsorge zum Zwecke des rechtschaffenen Lebens auf Erden vereinigt haben, als ein gnädiger Vater.

Auf der papuanischen Insel Tanna, wo die Götter die Geister der verstorbenen Vorfahren sind und über das Wachstum der Früchte wachen, wird nach dem Opfer der Erstlingsfrüchte von dem Häuptling, der als Hoherpriester vor der schweigenden Versammlung fungiert, mit lauter Stimme dieses Gebet gesprochen: „Erbarmender Vater, hier ist etwas Speise für Dich; verzehre sie; sei uns gnädig um dieser Gabe willen!“ Darauf brechen alle zusammen in ein lautes Freudengeschrei aus.

Nach dem Hingange Jesu unter der Regierung des Kaisers Tiberius entstand durch das alltägliche Zusammensein seiner Jünger in Jerusalem eine äußere Gemeinschaft, die Anfänge der christlichen Kirche. Bedingung der Aufnahme in diese Gemeinschaft war Versprechen der Sinnesänderung und die Anerkennung Jesu, dessen Leben als eine Verwirklichung des höchsten Gedankens der Menschheit vom reinen Willen unter den gewöhnlichen Verhältnissen des menschlichen Daseins angesehen werden kann, als des zur Befreiung Gesandten. Durch die

Aufnahme dieses und im Anschluß an ihn konnte jeder zur Freiheit zu gelangen hoffen.

Paulus bezeichnet die auf Christus Getauften als solche, die ihn angezogen haben, so daß sie neue freie Menschen geworden sind. Damit und insofern nun sind alle Unterschiede aufgehoben so, daß nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib ist.

Zur Stärkung und Erhaltung in dieser Gesinnung wurden Versammlungen der Christen nach Art der herkömmlichen jüdischen Synagogen gehalten, in denen Gebet und Psalmengesang wie in diesen stattfand, alttestamentliche Abschnitte vorgelesen wurden und heilige Rede auf Grund derselben folgte.

Obgleich schon Paulus vor der Umkehr christlicher Gemeinden zu den kraftlosen und dürftigen Anfangsgründen, vor der Beobachtung bestimmter Tage warnen mußte und im Unmut ausrufen konnte: ich fürchte, daß ich umsonst für Euch gearbeitet habe! so war doch aus dem alten jüdischen Wesen ein Neues herausgewachsen. Kann doch die Apostelgeschichte im vierten Kapitel von der Gemeinde in Jerusalem erzählen: die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele, und auch nicht einer hielt etwas von dem, das ihm gehörte, für sein eigen; sondern ihnen war alles gemein.

Auch diese ersten Nachfolger Jesu brachten mit ihrer Sinnesänderung und ihrer Hingabe an das Leben Jesu der Gottheit nur ein wenig Speise dar. Wenn es nur immer dieses Wenige geblieben wäre!

Wenn die auf den Namen Jesu Getauften fortfuhren, Kenntnisse, irdische Freuden, gemeinnützige Thätigkeit unter den gegebenen Verhältnissen nach Art der ersten Christen gering zu achten und zu fliehen, so mußte die Zeit kommen, wo sie keine Speise von irgend einem menschlichen Wert mehr darzubringen hatten und die Gottheit mit nicht viel mehr als Dunst abspeisten, welchen auch schon die Heiden geopfert hatten.

Die europäische Menschheit mußte erst wieder lernen Wissenschaft, Lebensfreuden und Lebensthätigkeit um ihrer selbst willen zu schätzen

und mit Ernst nach ihnen zu trachten. Die Liebe zu diesen menschlichen Gütern muß endlich wieder das Bedürfnis nach einer Vereinigung der Menschen wecken, welche sich zur Aufgabe macht, durch Lehre und Antrieb zur Besinnung den Geist der Gründlichkeit in der Pflege der irdischen Güter in allen Menschen zum Besten der Menschheit zu wecken, zu beleben, zu erhalten.

Diese Gesellschaft wird nur die Pflege der Wissenschaft und jeder rechtschaffenen Thätigkeit zusammen mit der Bemühung um die Reinigung und Befreiung des menschlichen Geistes von der Herrschaft der Natur als die wenige Speise, welche sie der Gottheit darzubringen vermag, ansehen können. Sie kann nicht meinen, damit je genug zu thun, aber sie darf, wenn sie alles das bringt, was in ihren Kräften steht, der Gnade vertrauen.

Wäre nun hiermit nicht mehr erreicht als selbst, was Lichtenberg wollte: „das Wort Gottesdienst sollte verlegt und nicht mehr vom Kirchengehen, sondern bloß von guten Handlungen gebraucht werden"?

Wir sind so zu dem Bilde einer Gesellschaft der Zukunft gelangt, indem wir von den ersten rohen Versuchen eines Gottesdienstes auf der Stufe der Wildheit ausgingen, von dem Gebet eines Nutkaindianers, der sich zum Kriege rüstete, zu seinem großen Quahootze um Leben, Gesundheit und Beute.

Der Lehre aber vom wahren Gottesdienst, mit der wir schließen, ging voran die Grundlegung einer Wissenschaft, welche den überlieferten Gottesdienst in der Menschheit natürlich erklärt und die Begründung einer reinen Religionslehre, welche die Grundsätze zur Beurteilung des Vorhandenen und zur Reinigung und Erneuerung desselben enthält.

Alle Philosophie aber führt nicht über dasjenige hinaus, was ein armer Hirte, der sein Leben hinter seiner Herde zugebracht hat, denken und üben kann, ein Mensch, der von Archimedes und Newton nie gehört hat und der über die natürliche Erklärung der Dinge der Moral nicht mitsprechen kann.

Dritter Teil.

Vernunft im Christentum.

6.

Ausgehend von der Erkenntnis der Macht und wiederum der natürlichen Grenzen der Macht des menschlichen Denkens gelangten wir zu einem bestimmten Begriff von einer dem Menschen notwendigen Selbstbemühung und eines ihm möglichen Vertrauens über alle Tugendübung hinaus und trotz alles wirklichen Mangels an Tugend. Wir gewannen, mit anderen Worten, einen bestimmten Begriff von Frömmigkeit.

Dabei wurde nicht auf irgend eine geschichtliche Überlieferung aus alter Zeit Rücksicht genommen. Wie aber kommt der Mensch in Wirklichkeit zu Glauben und Frömmigkeit?

Die Sulus wenden sich im Gebet an die Geister ihrer Vorfahren. Der junge Sulu aber übernimmt von den Älteren den Glauben an die fortdauernde Wirksamkeit der Vorfahren. Wohnt er doch den Viehopfern für dieselben bei und erfährt, wie man mit ihnen verkehrt. Er sieht, wie nach Beendigung des Mahles der Erste von der Versammlung unter tiefem Stillschweigen derselben folgendermaßen spricht: „Ja, ja, unsere Leute, die Ihr so große und edle Handlungen vollbrachtet, ich bete zu Euch. — Ich bete um Glück, nachdem wir Euch einen Eurer Farren geopfert haben. Ich kann wahrlich nicht umhin, Euch Nahrung

zu geben, denn dieses Vieh hier habt Ihr uns gegeben. Und wenn Ihr Nahrung verlangt, die Ihr mir selbst gegeben habt, ist es da nicht billig, daß ich sie Euch gebe? Ich bitte um Vieh, soviel, daß es diesen ganzen Raum ausfüllt. Ich bitte um Getreide, damit viele in dieses Euer Dorf kommen und viel Lärm machen und Euch verherrlichen. Ich bitte auch um Kinder, damit dieses Dorf eine große Bevölkerung erhalte und damit Euer Name niemals ein Ende finde." Damit schließt er seine Anrede.

Im fünften Artikel der augsburgischen Confession aber heißt es von dem darin vorgetragenen Glauben: Solchen Glauben zu erlangen hat Gott das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sakramente gegeben, dadurch er als durch Mittel den heiligen Geist giebt, welcher den Glauben, wo und wenn er will, in denen, so das Evangelium hören, wirket, welches da lehret, daß wir durch Christus Verdienst, nicht durch unser Verdienst, einen gnädigen Gott haben, so wir solches glauben. Und werden verdammt die Wiedertäufer und andere, so lehren, daß wir ohne das leibliche Wort des Evangelii den heiligen Geist durch eigene Bereitung, Gedanken und Werke erlangen.

Noch im neunzehnten Jahrhundert wird in der Dogmatik selbst eines Führers der freisinnigeren Theologen das Christentum sachlich bezeichnet als das von Christo ausgehende Reich eines eigentümlich bestimmten religiösen Lebens, persönlich als die Überzeugung, daß die Vollendung des religiösen Lebens in Christo angebrochen sei und in einer von seinem Geiste beseelten Gemeinschaft auch unser religiöses Leben dieser Vollendung entgegengehe.

Die Mitglieder einer Kirche, deren Glaubensbekenntnis und deren Lehrer sich so aussprachen, mußten wohl meinen, ihren Glauben allein der Überlieferung und den Überlieferern, den Geistlichen, zu verdanken. Aber Mitglieder dieser Kirche beschäftigten sich mit der Erforschung des Wirklichen in Natur und Geschichte, dieselben maßten sich an, ihr Thun und Lassen nach eigenem Ermessen selbst zu bestimmen. Sofern nun diese sich sowohl auf die Eingeschränktheit ihres Wissens auf Eindrücke der Dinge wie auf die im Leben geltend gemachten Grundsätze besan-

nen, mußte sich zu allen Zeiten in der christlichen Kirche, wenn nicht bei den Geistlichen, so doch bei den Laien, ein Glaube natürlicher Art entwickeln, von der Art, wie er in dieser Schrift angedeutet und in dem „Antäus" weiter ausgeführt ist. Dieser wurde von den Inhabern selbst vielleicht nicht von dem auf Überlieferung gegründeten und aus ihr durch Nachdenken und Unterricht abgeleiteten unterschieden und konnte vielleicht nicht genau von demselben unterschieden werden.

Wenn sich nun ein solcher Laie selbst fragte, warum er an den von den geistlichen Lehrern und in der Bibel überlieferten Lehren nicht nur festhalte, sondern an ihnen festhalten müsse, so konnte er sich nach Besinnung nur antworten: weil sie übereinstimmen mit der natürlichen Religion und weil ich in ihnen das bestätigt finde, was ich auf Wahrheit und Gewissen hin fordere. Er kann über die Wahrheit des von außen Gebrachten nur nach der Übereinstimmung mit der inneren natürlichen Religion entscheiden.

Ganz anders derjenige, der seine Religion aus Büchern lernt, der geistliche Lehrer. Er beurteilt vielmehr die Wahrheit der umlaufenden Religionsbegriffe nach ihrer Übereinstimmung mit der Überlieferung. Die wahre Religion ist diejenige, die am genauesten mit einem äußerlich Gegebenen übereinstimmt. Solch' ein Glaube aber, wie ihn ein jeder haben kann, muß ihm nicht von rechten Eltern abzustammen scheinen, selbst wenn der Vater das Gewissen ist und die Mutter die Wahrheit. Natürliche Religion klingt ihm wie natürliches Kind.

Wenn aber der geistliche Lehrer eigene Macht und Herrschaft will, so muß er diese natürliche Religion nicht nur verachten, sondern hassen.

Wie sollte er dulden, daß einer auch nur den Versuch macht, sich selbst seinen Glauben zu entwickeln, da er denselben von den geistlichen Lehrern fertig beziehen kann? Das Religionsmonopol der Geistlichkeit wird durch den Versuch selbst zu denken gefährdet.

Nach der Schwäche der menschlichen Natur ist nichts Anderes zu erwarten: es muß eine natürliche Feindschaft zwischen den verordneten

Dienern der kirchlichen Überlieferung, den Geistlichen, und denjenigen Mächten bestehen, denen die natürliche Religion ihr Dasein und ihr Gedeihen verdankt, der selbständigen Wissenschaft von den natürlichen Dingen als der Pflegerin der Naturwahrheit und der selbständigen Sittlichkeit.

Anders könnte es nur sein, wenn die Pfleger der Überlieferung nur sein wollten, was die Aufseher und Ältesten der alten Christengemeinden waren: ehrenvolle Diener eines freien Volkes, welche der menschlichen Schwäche in Liebe zu Hülfe kommen, nicht um diese Schwäche zu verewigen, sondern um aus der Schwäche eine Stärke zu machen. Wir würden dieses von Männern hoffen und erwarten können, deren Religionsbegriff auf der Natur beruht und nicht auf einem Buche und die daher in der Wahrheit und der Freiheit nicht die natürlichen Feinde der ihrer Obhut anvertrauten Menschenreligion, sondern vielmehr deren Eltern zu unterstützen meinen.

Die Geschichte aber bestätigt die Vermutung eines Zusammenhanges zwischen der Macht der Geistlichkeit und der Ohnmacht der von der geschichtlichen Überlieferung unabhängigen Wissenschaft.

Zwar hatten die christlichen Geistlichen zuerst allein bei den barbarischen Völkern Europas sich mit der Wissenschaft beschäftigt, und sie zeigten sich in der Beförderung der Interessen des Wissens eifrig, so lange sie die einzigen Hüter desselben waren.

Aber wir mußten schon an einer anderen Stelle anführen, daß die Geistlichkeit im elften Jahrhundert systematisch unabhängige Untersuchungen zu unterdrücken begann. Am Ende des zwölften Jahrhunderts forderten die Päpste die weltliche Macht förmlich auf, die Ketzer zu bestrafen. Im Jahre 1222 ließ eine Synode in Oxford einen Apostaten verbrennen; dies war nach dem Urteil englischer Geschichtschreiber das erste Beispiel von Todesstrafe des Glaubens wegen in England.

Wenn Gefahr für die Herrschaft der Geistlichkeit vorhanden gewesen war, so muß uns dieselbe nach dem, was aus der folgenden Zeit berichtet wird, beseitigt erscheinen. Im Anfange des vierzehnten

Jahrhunderts war in England nahezu die Hälfte vom Grund und Boden des ganzen Königreiches in den Händen des Klerus, noch im funfzehnten Jahrhundert waren in England Geistliche Staatssekretäre, Siegelbewahrer, Kabinetsräte, Schatzmeister der Krone, Gesandte, Kommissäre zur Eröffnung des Parlamentes und nach Schottland, Präsidenten des königlichen Rats, Aufseher der Staatsbauten, Kanzler, Archivare des Kanzleigerichts und der Protokolle, ja sogar Ärzte sowohl des Königs als des Herzogs von Glouceſter unter der Regierung Heinrichs VI. und später; juristischer wie ärztlicher Stand galten als dem der Gottesgelahrtheit untergeordnet.

Aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wird berichtet: in dieſer Zeit war das Land westlich von Edinburg so ungesund, daß die Pächter und ihr Gesinde jeden Frühling vom Wechselfieber heimgesucht wurden. Solange man die Ursache davon nicht kannte, hielt man die Sache für eine Heimsuchung der Vorsehung. Später aber wurde das Land entwässert, die Wechselfieber verschwanden, und die Einwohner merkten, daß, was sie für übernatürlich hielten, vollkommen natürlich gewesen war und daß der Zustand des Landes, nicht das Eingreifen der Gottheit es verursacht hatte.

Der Macht des Klerus aber konnte die frühere Auffassung der Sache als einer göttlichen Heimsuchung nur günstig sein, und es mag uns nur wundern, noch im achtzehnten Jahrhundert zu finden, was wir im elften hätten erwarten müssen. Nach Buckle zog unter Karl II. (1660—1685) in England fast der ganze Klerus gegen die Naturwissenschaft zu Felde und suchte sie in Mißachtung zu bringen.

Es lag wenigstens nie im Interesse der Herrschaft der Geistlichkeit, eine andere Astronomie als die des lutherschen Theologen Hollaz, welche selbst im neunzehnten Jahrhundert unter protestantischen Geistlichen noch Vertreter gefunden hat, sich entwickeln zu lassen: daß die Sonne sich freue wie ein Held zu laufen den Pfad.

Als rechter Sohn einer vom Klerus beherrschten Zeit zeigt sich Franz I. von Frankreich in seinem Ausspruch: wenn seine rechte Hand ein Ketzer wäre, so würde er sie abhauen, und er starb doch in einem

Zeitalter (1547), das Kopf und Hände für die unerläßlichen irdischen Geschäfte von der Herrschaft der Geistlichkeit zu befreien versucht hatte, ohne sich von der Religion loszumachen.

Es kam nun die Zeit, wo Galilei im Streben nach einer selbständigen Naturkunde die Behauptung wagte, daß die Bibel zur Seligkeit die Anweisung enthalte, nicht Lehren der Naturwissenschaft. In England konnte 1700 Cumberland, selbst ein Geistlicher, versuchen, eine von der Theologie unabhängige Lehre vom Thun und Lassen des Menschen auszubilden. Funfzig Jahre später machte Warburton die Politik frei von der Theologie. Im Jahre 1788 unternahm Hutton zuerst, die früheren Veränderungen der Erdrinde ausschließlich auf natürlichem Wege zu erklären.

In Zeiten, wo solches geschehen konnte, mußte die Geistlichkeit von ihrem früheren übermächtigen Ansehen eingebüßt haben. Schon im Jahre 1685 wurde in England Klage geführt, daß der ärztliche sowohl als der juristische Stand mehr als der geistliche sogar von Personen, die vom Adel abstammten, gesucht würden. Während im neun und vierzigsten Jahre Heinrichs III., der 1272 starb, 120 Prälaten und nur 23 weltliche Lords im Oberhaus einberufen waren, machten 1700 die Geistlichen im Oberhaus nur $^1/_8$ der Mitglieder aus, im Jahre 1854 nur reichlich den vierzehnten Teil, da von 436 Mitgliedern nur 30 zur Bischofsbank gehörten. Das Unterhaus schloß im Jahre 1801 seine Thüren förmlich gegen einen Stand, den in der alten Zeit selbst die stolzeste und ausschließlichste Versammlung mit Freuden zugelassen haben würde.

So machte das achtzehnte Jahrhundert den Versuch, die Theologen in ihre Kirche einzuschließen.

Früher hatte vielmehr der auf Genuß und Beherrschung der Welt gerichtete Sinn sich in die Kirche eingedrängt und durch Verführung der geistlichen Lehrer und Leiter sich des Drucks der Kirche zu erwehren gesucht.

Schon die ersten Christen entschädigten sich für den Verzicht auf Beteiligung an Staatsgeschäften und öffentlichen Angelegenheiten durch

die Regierung der Kirche. Und hier, bemerkt Gibbon, wurden oft die Leidenschaften eines thätigen Lebens, denen sie hatten entrinnen wollen, aufs Neue entwickelt. Für Männer von Thätigkeit und Ehrgeiz schienen die Posten der Aufseher und Ältesten geeignet; und waren diese anfangs ehrenvolle Diener eines freien Volkes, so wurden je länger je mehr aus den Gehülfen Herren des Glaubens. Schon im dritten Jahrhundert wurde die Ermahnung der älteren Zeit in Befehl verwandelt. Das bischöfliche Ansehen sollte allein von Gott herrühren, Bischöfe maßten sich das ausschließende Vorrecht an, den priesterlichen Charakter zu erteilen, und beschränkten die Wahlfreiheit der Gemeinden. Über die Bischöfe der unbedeutenderen Gemeinden erhoben sich die Bischöfe der großen Städte, die Metropoliten, und vor den Metropoliten trat der Bischof von Rom mit besonderem Ansehen hervor. Lange stand der römische Papst neben dem Kaiser, aber es kam die Zeit, wo der Papst als Herr des Kaisers und der Welt angesehen werden wollte und diesen Anspruch auch durchzusetzen wußte. Damit war eine Verkirchlichung der Welt erreicht, von der die Schwärmerei Karls des Großen von einem christlichen Gottesstaat das Vorspiel gewesen war, eine Verkirchlichung der Welt, welche sich andererseits als eine Verweltlichung der Kirche darstellt.

Wie paßte die Herrschaft eines geistlichen Lehrers über die Welt zu dem Leben Jesu, dessen Jünger, als er mit ihnen am Sabbat durch die Saat ging, Ähren rauften, da sie hungerte?

Waren Ehrgeiz und Leidenschaft der Kirche selbst in der Zeit der Verfolgung nicht fern geblieben, so gingen, nachdem der Kaiser Konstantin das Kreuz genommen hatte, auch Festlichkeiten und Ausdrucksweisen des alten Götterdienstes ins kirchliche Leben über. Und wenn auch bei den germanischen Völkern nach ihrer Bekehrung die Trinkhörner zu Ehren Christi geleert wurden, hielt man damit an der mehr als natürlichen Mäßigkeit der ersten Christen fest?

Eine Entartung der Diener der Kirche nicht nur vom Leben der ersten Christen, sondern auch von dem so menschlichen äußeren Vor-

bilde Jesu wird nicht nur aus einem Jahrhundert und aus einem Volke der Christenheit berichtet.

Auch im achtzehnten Jahrhundert war die Geistlichkeit in Frankreich nach dem Tode Ludwigs XIV. ausschweifend und unwissend. Man höre darüber Voltaire, der in den Briefen über die Engländer sagt: „Wenn sie (die Engländer) erfahren, daß in Frankreich junge Leute, die durch ihre Ausschweifungen bekannt sind und die durch Weiberintrigue die Prälatenwürde erlangt haben, öffentlich Liebschaften unterhalten, sich ein Vergnügen daraus machen, zärtliche Gedichte zu verfassen, alle Tage kostbare und lange Soupers geben und darauf die Erleuchtung des heiligen Geistes erflehen und sich kühn die Nachfolger der Apostel nennen, so danken sie Gott dafür, daß sie Protestanten sind."

Voltaire und seine Geistesgenossen aber beschränkten ihre Angriffe nicht auf die Geistlichen, sie griffen das Institut selbst an, dem diese angehörten.

In früheren Zeiten, als man noch nicht einmal die Anfänge selbständiger Wissenschaft und selbständiger Sittlichkeit sah, mit welchen Gütern der Menschheit man den Verlust reinen Glaubens zu ersetzen hätte versuchen können, half man der entartenden Kirche immer wieder durch versuchte Rückführung aller kirchlichen Einrichtungen zu der Strenge der ersten Christen. Reaktionäre, die dieses anstrebten, finden sich, sobald die Kirche sich mit dem Staate und mit der Welt befreundete, und begleiten die Kirche als das mahnende Gewissen aus der vergangenen Zeit auf ihrem ganzen Wege.

Mit solchen Versuchen beginnen die christlichen Massalianer in Armenien und Syrien seit 360, die zur Überwindung des angebornen bösen Geistes nur ohne Unterlaß innerlich zu beten geboten, alle anderen Gnadenmittel für gleichgültig, die Arbeit für sündlich achteten. Wir konnten bereits an einer anderen Stelle dieser Schrift auf die Bestrebungen der Waldenser des zwölften Jahrhunderts, der Katharer in der zweiten Hälfte des Mittelalters, die Verbote der Bergpredigt wörtlich zu erfüllen, hinweisen.

Auf diese Weise konnte die Strenge der alten Christen einer anders gesinnten Gegenwart wohl auf einen Augenblick wiedergegeben werden, aber je öfter die Erneuerung notwendig geworden war, um so weniger mit der Hoffnung, dieselbe auf die Dauer in der fremden Welt heimisch zu machen. Nachdem man so oft das Feuer hatte wieder anfachen müssen und es immer wieder ausgegangen war, mußte man nicht endlich die Geduld verlieren? Aber so vieles man versucht hatte, eins hatte man noch nicht ernstlich versucht: die Kirche mit der Sonne zu heizen, mit derjenigen Sonne, die überall und allen gleich nahe selbst in der Nacht leuchtet.

Das Verfahren, durch welches das Christentum auf die Dauer in der Welt eingebürgert werden konnte, so weit es eine dauernde Einbürgerung verdiente, zeigte sich gerade ängstlichen Gemütern, die um ihr ewiges Heil besorgt waren, nicht. Es konnte von den durch und für die Überlieferung des Christentums gebildeten Dienern der Kirche nicht gefunden, wenn gefunden, nicht leicht geschätzt werden, zumal es der Selbst- und Herrschsucht der Kirchendiener nichts versprach. Ihnen mußte widerwärtig sein, was sie als weniger wichtig erscheinen lassen konnte.

Giebt es aber noch einen anderen Weg zur Religion als den zuerst und zumeist betretenen, so werden wir Versuche zur Bahnung desselben, wenn auch nur schwache und vereinzelte, schon in alter Zeit zu finden erwarten dürfen. Sie finden sich fast gleichzeitig mit den vorher erwähnten Reaktionsbestrebungen.

So lange es keine selbständige Naturwissenschaft gab, nachdem die Anfänge derselben im Altertume in Vergessenheit geraten waren, mußte man von den Bemühungen um selbständige Sittlichkeit aus zur Religion zu gelangen und die überlieferten Satzungen der Frömmigkeit nötigenfalls durch dieses Natürliche zu beschränken versuchen.

Durch Bestrebungen dieser Art scheint sich Jovinianus den Lehrern der Kirche gefährlich und verhaßt gemacht zu haben, welcher lehrte, daß Fasten und frommer Genuß der Speisen, jungfräulicher Stand und ehrbares eheliches Leben vor Gott gleich seien und der dafür 388

in Mailand von Ambrosius aus der Kirche gestoßen wurde. Nicht viel später (402) lehrte Vigilantius aus Gallien, ein Presbyter in Barcelona, in einer Schrift, es sei christlicher, seine Erbgüter weise und wohlthätig zu verwalten als sie wie eine Last wegzuwerfen.

Besonnenen Lehren dieser Art begegnen wir danach in der Kirche erst wieder nach einem Zwischenraum vieler Jahrhunderte, nachdem inzwischen das Licht der Aufklärung, selbständiger Wissenschaft und selbständiger Sittlichkeit, zu leuchten begonnen hatte.

Johann von Goch, welcher 1475 als Rektor eines Nonnenklosters in Mecheln starb, unterschied das Christentum von den es gefährdenden Irrtümern: dem Halten am mosaischen Gebote, dem Glauben ohne Werke, der Befriedigung in Werken ohne Gnade. Johann Wessel aber aus Gröningen, der 1489 starb, lehrte nicht nur eine innerliche Vollendung der Buße durch unser Leid über die Sünde, durch Christi Gerechtigkeit und Gottes freie Gnade, sondern auch ein allgemeines Priestertum der vernünftigen Natur, und er wies auch auf die heilige Schrift, Gottes abgekürztes Wort, als den lebendigen Quell des Glaubens hin.

Den besonnenen Gedanken dieser Männer wurde in dem Augsburger Bekenntnis Ausdruck gegeben, diesem Denkmal eines Sieges der Vernunft im Christentum, nicht des Triumphes.

Die Beschränkung auf die jedermann zugänglich gemachte heilige Schrift als lebendigen Quell des Glaubens ist der größte Schritt, der in der bisherigen Geschichte des Christentums zu einer in jedermanns Gewalt befindlichen und doch reinen Religion hin gethan ist.

Aus den Worten und Thaten der Väter, heißt es in den schmalkaldischen Artikeln, sind die Artikel des Glaubens nicht herauszuziehen. Wir haben eine andere Regel, daß das Wort Gottes die Artikel des Glaubens begründe, außerdem niemand, nicht einmal ein Engel.

Und Luther mochte wohl im fünfundzwanzigsten Vorschlag des Sendschreibens an den christlichen Adel deutscher Nation sagen: „Vor allen Dingen sollte in den hohen und niederen Schulen die vornehmste und gemeinste Lektion sein die heilige Schrift und den jungen Knaben

das Evangelium. — — — Wo aber die heilige Schrift nicht regiert, da rate ich fürwahr niemand, daß er sein Kind hin thue. Es muß verderben alles, was nicht Gottes Wort ohne Unterlaß treibt. Darum sehen wir auch, was für Volk wird und ist in den hohen Schulen."

Wenn man aber die Schrift so auffaßte wie der Lutheraner Hollaz und Genossen, für welche der gesamte Inhalt der Schrift, jedes Wort, auch die hebräische Interpunktion, vom heiligen Geist eingegeben war, so drohte dem vom Joch befreiten Glauben von den „Befreiern" eine neue Knechtschaft, wie ihm auch der selbständigen Wissenschaft und der selbständigen Sittlichkeit. Hollaz sah selbst den Styl des alten und neuen Testamentes als die Schreibweise Gottes selbst an, was blieb dann dem Menschen übrig als Anbetung des vom Himmel gefallenen Buches? Und was wundern wir uns noch über die Astronomie des Hollaz, wenn er doch diese kindliche Lehre als die Astronomie Gottes selbst betrachten mußte?

Auf eine Fortsetzung der Siege der Vernunft, deren Anfang wir in der deutschen und schweizerischen Reformation feiern, war nur zu hoffen, wenn die Diener der Religion des zur Mündigkeit berufenen Volkes Männer waren, deren Religionsbegriff nicht nur aus der Überlieferung des Altertums gezogen, sondern aus der Wahrheit der Sachwissenschaft und dem Gewissen des selbständigen Lebens entsprungen war.

Nun aber begann nicht nur in der katholischen Kirche nach der Reformation die Hierarchie, scheu vor den Universitäten, die Bildung des Klerus in bischöflichen Seminaren vorzuziehen und durch Bücherverbote und Bücherverstümmelungen die Finsternis der Geister künstlich zu erhalten. Auch bei den Protestanten mußte in der Frage des wahren Weltbaues Kopernikus hinter die Schrift zurücktreten, und diese Schrift selbst galt nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland nur in einzelnen zum Streit benutzten Sprüchen, deren Auslegung für jede Partei feststand.

Eine Rückbildung aber nach alter Weise, wie sie der Protestantismus im siebzehnten Jahrhundert im Pietismus mit seinen übertrie-

benen Erweisungen der Frömmigkeit im äußeren Leben erfuhr, konnte nicht als eine Erhaltung, geschweige als die notwendige Fortsetzung des Reformationswerkes angesehen werden.

Eine Vollendung des Werkes der Kirchenverbesserung war nicht von Dienern der Kirche zu erwarten, wie sie Lichtenberg im achtzehnten Jahrhundert vor Augen hatte, wenn er sagt: „die Geistlichen machen einen Lärm, wenn sie einen Mann sehen, der frei denkt, wie Hennen, die unter ihren Jungen ein Entchen haben, welches in das Wasser geht. Sie bedenken nicht, daß Leute in diesem Elemente ebenso sicher leben, als sie im Trockenen".

Zwischen solchen Geistlichen und jenen Denkern, die den Naturforschern anhingen, den Führern der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, konnte nur Gegensatz und Feindschaft bestehen. Diesen war das Christentum eine Religion wie andere, wie der Fetischismus, nicht wahrer als dieser, jenen Theologen aber war das Christentum eingeschränkt auf Bibelfestigkeit und Kirchlichkeit.

Da führte Kant durch Vertiefung der Aufklärung im Anschluß an die Bemühungen der europäischen Menschheit in Wissenschaft und Leben zu einem freieren und zugleich doch fest bestimmten Begriff von Glauben und Frömmigkeit.

Er leistete dies, indem er, die Ahnung des Raymund de Sabunde verwirklichend, die Wissenschaft begründete, „von der Erkenntnis des Sinnlichen zu der des Übersinnlichen durch die Vernunft fortzuschreiten", damit sie hier mit seinen eigenen Worten bezeichnet werde. Er ist der Schöpfer dieser Wissenschaft und ist bis jetzt der einzige Vertreter derselben geblieben.

Der so gewonnene Religionsbegriff ist nur mit demjenigen zu vergleichen, zu welchem das, was im Matthäusevangelium von und über Jesus berichtet wird, Veranlassung giebt: Jesus beginnt seine öffentliche Wirksamkeit damit, zu verkündigen und zu sagen: Thut Buße, denn das Himmelreich hat sich genahet. (Matth. IV. 17.)

Er hebt in der Bergpredigt dasjenige, was not thut, hervor: Wenn Eure Gerechtigkeit nicht vorzüglicher ist als die der Schriftge-

lehrten und Pharisäer, so werdet Ihr nicht ins Himmelreich kommen. (V. 20.)

Er beschränkt sich mit seiner Lehre nicht auf die anständigen, ehrbaren Leute, seine Lehre ist für alle Menschen bestimmt, auch für die Zöllner und Sünder, mit denen zusammen er ißt zum Ärger der Pharisäer. (IX. 10 ff.)

Er will nicht ein Mönch sein, sondern er ist der Menschensohn, der da isset und trinkt, von dem man sagt: Siehe, ein Fresser und Weinsäufer, Freund von Zöllnern und Sündern. (XI. 19.)

Er hält das Herkommen, welches er nicht durchaus verwirft, nicht für so wichtig, daß er am Sabbath nicht einen Menschen heilt oder daß er seinen Jüngern verbietet, am Sabbath Ähren zu pflücken und zu essen, wenn sie hungert. (XII.)

Kant aber hat durch die von ihm begründete Wissenschaft und die vorher nur als möglich geahnte natürliche Entwickelung des Religionsbegriffes die Richtigkeit der Ansicht Lichtenbergs bewiesen, der sagt: ich glaube, daß es noch ein System giebt, das ganz aus der reinen Vernunft erwächst und eben dahin führt, wohin die Lehre Christi.

Mag die auch Kindern zugängliche Geschichte von Jesus in einfacher Weise auch in Zukunft wie bisher Kindern bekannt gemacht werden. Aber wenn dieses die menschliche Schwäche nicht entbehren kann, so fordert ein anderes die Stärke der Menschheit: den jungen Menschen zu selbständiger Wissenschaft von der Natur und zu selbständiger Sittlichkeit anzuleiten und der Besinnung Raum zu machen, welche im Anschluß an Wissenschaft und Leben Glauben und Frömmigkeit auf eine breitere und weniger leicht zu erschütternde Grundlage stellt, als die Beschreibung des Lebens auch eines göttlichen Menschen sein kann.

Gedankengang des zweiten Teils: Vernunft als Christentum.

I. Fortschritt von der Naturwissenschaft zu einem rein-geistigen Glauben.

Die allgemeinen Wahrheiten vom Naturlauf, welche der Naturforscher feststellt, sind vor denen des Soldaten durch Bestimmtheit und Brauchbarkeit ausgezeichnet.

Von den Sachen selbst weiß der Forscher, der ihre Eindrücke auf die menschlichen Sinne studiert, nicht mehr als der Soldat.

Der Soldat aber meint davon zu wissen, was der Forscher nicht meint und um so weniger meinen kann, je mehr er forscht und umlernt.

Die an die Naturforschung sich anschließende Besinnung der Philosophie beginnt damit, daß sie über den Vorzug der wissenschaftlichen Erkenntnis vor der gewöhnlichen und über dasjenige, was in der gewöhnlichen Erkenntnis für den Forscher nichts als ein notwendiger Irrtum sein kann, sich aufklärt.

Die notwendigen Irrtümer des Menschen haben im Geister- und Götterglauben der Völker eine bildliche Gestalt angenommen.

Die Vorstellungen der Mythologie werden vom Naturforscher aus den Vorstellungen von Naturgegenständen, die jedermann zugänglich sind, abgeleitet und erklärt. Bei dieser natürlichen Erklärung wird das Dasein einer anderen Welt, als dem Menschen bekannt ist, nicht in Frage gestellt.

Die Sagenforschung hat sich bisher auf natürliche Erklärung der mythologischen Vorstellungen beschränkt, sie hat den Glauben an das Dasein eines Gegenstandes der Vorstellungen nicht erklärt.

Die notwendigen Irrtümer der gewöhnlichen Erkenntnis sind bei der Erklärung der Mythologie bisher nicht beachtet.

Diese Irrtümer bestehen in demjenigen, was der Naturforscher, der einen strengen Unterschied zwischen Erkennbarem und Denkbarem macht, als allein denkbar ansehen muß.

Nur denkbare Gegenstände sind: das Ich, der eigene Wille des Menschen, eine persönliche Ursache der Natur (Gottheit).

Die bildlichen Vorstellungen der Mythologie von demjenigen, was nur denkbar ist, sind ein den Fortschritten des Naturwissens gefährliches Ersatzmittel desselben aus dem Kindesalter der Menschheit.

Eine verständige und wertvolle Befriedigung des Dranges nach Versinnlichung dessen, was nur denkbar ist, giebt die Naturwissenschaft in Gesetzen und Prinzipien der Naturerscheinungen.

Lehren der Naturwissenschaft sind aber, als aus Eindrücken der Dinge gewonnen, nicht Lehren von den Dingen selbst.

Die Naturwissenschaft läßt also Raum für andere Vorstellungen von den Dingen selbst.

Dieser Raum ist aber nicht der natürlichen Mythologie zu überlassen, sondern nur solchen allgemein faßlichen Vorstellungen, welche von Naturwissenschaft und Philosophie gutgeheißen werden können.

Solche allen vernünftigen Ansprüchen, nicht nur denen der menschlichen Schwäche, genügende Vorstellungen vom menschlichen Selbst, vom eigenen Willen des Menschen und von einer allumfassenden Ursache der Natur sind möglich und sind die Gegenstände eines allgemeinen reinen Glaubens.

II. Erweiterung des geistigen Glaubens zu einem reinen Tugendglauben.

Ein Streben der Menschen nach einer vom Herkommen unabhängigen Selbstbestimmung im Leben macht sich seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften in Europa bemerklich.

Der Anfang einer natürlichen Erklärung der menschlichen Hand-

lungen wird im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich von Helvetius gemacht. Helvetius leitet alles Thun und Lassen des Menschen mit Bevorzugung des sinnlichen Vergnügens aus dem Vergnügen ab.

Er soll damit das Geheimnis seiner Zeitgenossen ausgesprochen haben.

La Rochefoucauld hatte im siebzehnten Jahrhundert auf das Scheinwesen der von Helvetius vernachlässigten vorgeblichen schmeichlerischen Beweggründe hingewiesen.

Durch die von Chesterfield hervorgehobene Abhängigkeit der Handlungen von Sitte und Herkommen wird das Prinzip des Helvetius ergänzt, nicht beseitigt.

Der natürlichen Erklärung gegenwärtig sinnloser Sitten und Gebräuche aus früheren Zuständen und Vorstellungen der Menschheit, welche im neunzehnten Jahrhundert unternommen ist, hat die Lehre von den Beweggründen des menschlichen Handelns keine Vervollständigung zu verdanken.

In der bisherigen natürlichen Erklärung der Handlungen ist der notwendige Glaube des Menschen, nicht nach seinem Belieben handeln zu dürfen, nicht beachtet.

Erst durch Hinzunahme dieses Glaubens wird die natürliche Erklärung der menschlichen Handlungen vollendet.

Der Gedanke von Handlungen, die von jedermann zu billigen sind, ist von Handlungen, die von jedermann gebilligt werden und die in allgemein herrschenden Sitten vorliegen, durchaus zu unterscheiden.

Die Anpassung der Handlungen an das eigene Vergnügen und an das allgemein Gebräuchliche macht die eigene Beurteilung von dem Gesichtspunkte des Vergnügens aller aus nicht überflüssig, bedarf vielmehr der Reinigung durch diese Verallgemeinerung im Denken.

Der aus bloßer Vernunft Handelnde würde damit einen unabhängigen, eigenen Willen beweisen.

Ob ein Mensch je eigenen Willen bewiesen hat, ist fraglich und kann nie festgestellt werden.

Das Bestreben, eigenen Willen trotz aller Widerstände der Natur zu beweisen, hat den Glauben an die Oberherrschaft einer zugleich reinen und allmächtigen Vernunft über das Dasein, welches wir kennen, und über dasjenige, welches wir uns nur denken, zur Voraussetzung.

Der über das Wissen hinausgehende Glaube an ein anderes Dasein zur Ergänzung des gegenwärtigen Lebens und zur Unterstützung der Bemühungen um Selbstbestimmung in diesem hat eine andere Gestalt auf der Stufe der Barbarei als auf derjenigen des Wilden. Er wird wieder eine andere Gestalt in einem Zeitalter der Naturwissenschaft und der selbständigen Sittlichkeit annehmen.

III. Vollendung des Tugendglaubens zu einem allgemeinmenschlichen Glauben.

Der im augsburgischen Bekenntnis gelehrte Glaube war dem Streben nach selbständiger Sittlichkeit günstig.

Die Begründung des Glaubens auf ein Buch im Protestantismus konnte nicht den Denkern, die sich an die Naturwissenschaft anschlossen, genügen.

Der Anfang einer natürlichen Erklärung des Religionsgebrauchs des Gebets wird im achtzehnten Jahrhundert von dem Schotten David Hume gemacht.

Hume erklärt das Gebet aus der Hülfsbedürftigkeit des Menschen.

Von den Gelehrten einer herrschenden Religion wird das Gebet auf Satzung und Überlieferung gegründet.

Die Religionsvergleichung des neunzehnten Jahrhunderts lehrt, daß das Gebet in der Menschheit eine Geschichte hat und von der Stufe der Wildheit an aufwärts sich veredelt.

Die Religionsvergleichung hat die Lehre von den Beweggründen des Betens nicht erweitert.

In der bisherigen natürlichen Erklärung des Betens ist der notwendige Glaube des Menschen an Verkehrtheit und Unreinheit des Willens und das darauf sich gründende Bedürfnis nicht beachtet.

Erst die Hinzunahme dieses Bedürfnisses vollendet die natürliche Erklärung des Gebetes.

Das auf den Gedanken der Unreinheit des Willens sich gründende Bedürfnis, das jedem Menschen zuzumuten ist, kann nicht, wie man auf der barbarischen Stufe der Menschheit meint, durch das sinnliche Mittel des Gebetes um Vergebung befriedigt werden. Der Gottesdienst des Gebetes ist vom Menschen durch Bemühung um Reinigung und Befreiung seines Willens zu ersetzen.

Erst diese Bemühung ist durch das Vertrauen auf Ergänzung der menschlichen Unzulänglichkeit durch ein für Menschen unerforschliches Mittel zu vollenden.

Dieses Vertrauen und der Ausdruck desselben in Gedanken und Worten ist vom Naturwissen und von der Verschiedenheit der Sitten der Völker unabhängig, es hat die Bemühung des Menschen um Reinigung seiner selbst zur Voraussetzung.

Die Unreinheit des menschlichen Willens ist nicht als ein vorgefundener wirklicher Zustand des Menschen anzusehen, sondern nur als eine auf dem menschlichen Standpunkt notwendige Annahme.

Die Auffassung derselben, als sei sie ein vorgefundener Naturzustand, hat den Schluß auf übernatürliche oder natürliche Ursachen dieses „Naturzustandes" zur Folge gehabt.

Derselbe Irrtum hat veranlaßt, übernatürliche oder natürliche Mittel zur Beseitigung der Unreinheit des Willens für notwendig zu halten.

Dies wird durch die Lehre des Apostels Paulus von Adam und Christus und die seiner Gegner erläutert.

In Wahrheit ist die Unreinheit des Willens für einen auf menschlichem Standpunkte notwendigen Gedanken zu halten, dem der wirkliche Zustand des menschlichen Willens sich annähert.

Vernunft als Chriſtentum.

Von

Dr. Heinrich Romundt.

Leipzig,
Verlag von Veit & Comp.
1882.